This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

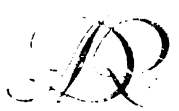
838
H3737e

KWV

Carl
Hauptmann

Einhart der Lächler

Zweiter Band



Kurt Wolff Verlag, München

Herr.
Herman.

30.—35. Tausend
Copyright 1915 by Kurt Wolff Verlag, Leipzig
Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig
Frühjahr 1922

Printed in Germany

Viertes Buch

415578

1

Draußen fern ſchwammen Krähen im Sommerhimmel unter weißen Lämmerwolken. Das Auge des Schläfers hatte ſich blinzelnd ein wenig aufgetan und ſah in den blendenden Raum. Die blühende Heide rings glänzte Blättchen an Blättchen, und der zerſchlitzte Schatten der dunklen Eichenkrone fiel um Einen, der noch immer träumen wollte.

„Im Auge muß unſer Glück wohnen, wenn wir malen, unſer ganzes Lebenswunder.“

Das ſchauende Auge des Schläfers öffnete ſich nun ganz im tändelnden Eichenſchatten auf der weiten Heide. Drüben hinter dem hohen Korn ſtand ein rotglühendes, ſchlankes Mädchen und ſtach Torfziegel um Torfziegel. Weißleuchtend in der großen, hellen Sonnenkiepe, die das junge Geſicht bis zur Naſenſpitze in Schatten legte, ragte es auf und ſah nicht herüber.

„Im Auge muß unſer Glück wohnen, wenn wir malen, unſer ganzes Lebenswunder.“

Das ſchauende Auge des Träumers ſah über die goldnen Weizenhalme ins goldene Licht, ſtaunte in die fernen, ſtillen, ſchlanken Bewegungen der blendenden Geſtalt, ſah und ſtaunte und begriff nicht

die Welt. Das ſchauende Auge ſah hoch die blauen Räume und fern, fern niedertauchen die ſchneereine Herde der Wolkenflocken, denen es ins Unbegrenzte nachſann, ſah dicht am Raine die ſchwebenden Halme der tauſend Zittergräſer und rote Köpfe Klee, Glockenblumen und die weißen Sonnen der Kamille.

Und im Ohre klang dazu ein wunderbares Summen und Singen. Bienen tauchten von Blume zu Blume. Die ſchlanken Blumenſtengel bogen ſich. Es gab einen Hall aus vielen Seelen. Der Träumende hatte die Augen neu zugetan. Er lauſchte innig dieſem eigenen Surren und Hallen, das ihm ein Ernteſang däuchte, ſich in einen feinen, fernen Chor zerlöſend, und breiter und voller einherrauſchend, neu tiefe Brummtöne zugemiſcht, die der Wind in Eile herübertrieb. Der Wind ſelber ſang verloren für ſich in Heidekraut und Gräſern und Blumen. Er ſang oben freiziehend im Luftgeräume. Im Blätterbuſche der Eiche rieſelte er, rauſchte ſeine Stimme eilig. Und die ferne Lerche ſchluchzte heiter näherkommend eine verträumte Sonnenjubelweiſe.

Der Schläfer ſchlief nicht. Er lauſchte in ſich und erlauſchte die Welt. Jetzt, wo er hier lag im

Eichenſchatten, war er ſich zurückgegeben, ganz nur er, mit einer Seele ohne Verlangen.

Es waren Jahre vergangen, daß er ohne Halt und Sinn geſeſſen oder gewandert oder ſich ganz vergeſſen hatte.

Er hatte damals gelächelt, als der Brief von Frau Rehorſt ihm alle Seligkeit gleich auf einmal ausgeblaſen. So iſt die Welt und geht der Frühling vorüber. Er war es ſchon ein paarmal jetzt gewahr geworden, daß die Seligkeiten im Blute hinrinnen, wie Lieder mit Anfang und Ende.

„Jedes Ding hat eine lebendige Grenze. Und jedes Glück. So iſt es," ſagte er. Er hatte nur gelächelt, als es ihn damals hinausgetrieben, und er vom Malen nicht hatte mehr ſeelenſatt werden können.

Aber „Einhart" war es noch immer. Nur hatte er einen Blick, der wie ein ſicherer Dolch aufblitzte jetzt, wo er ſich erhob. Er war ein ſchlanker, ſtattlicher Mann geworden. Er ging in Jahren auf die Dreißig. Er hatte noch immer ein zähes gelbgraues Geſicht, ſchmal, glattraſiert, mit ſchwarzhaariger Umrahmung des dunklen Augenglanzes, der noch tiefer ſchien, und ſein Fetthaar hing noch in Strähnen.

Aber alles war ſtreng an ihm. Die Linie um die Naſe bis zum Mundwinkel furchte ſich. Die Stirnfalten zitterten, wenn er die Dinge anſah. Der feine Mund lag faſt immer feſt geſchloſſen. Und er hatte ein verſunkenes, eigenſinniges Leben in allen ſeinen Bewegungen.

Einhart war heut einſam in die Heide gewandert. Draußen und drinnen die eine Welt, die ihn trug, und die er war. Wie er ſeinen Sommerhut von der Heide aufnahm, ſah er noch einmal zu Leidchen hinüber. Dann zeichnete er einige Linien in ſein winziges Skizzenbuch, klappte es zu und ſchlug mit dem Stocke frei und trotzig in die Lüfte.

Wenn jetzt Grottfuß gekommen wäre, wäre er irre geworden, einen zu finden, den er kannte. Einhart war jetzt nicht imſtande, an alle Lebensgänge ſich groß noch zu erinnern. Einhart war gewiß augenblicklich ganz unbekannt, daß es ſo etwas wie eine Akademieſtadt und einen Herrn Grottfuß wirklich gab, der ſeit Jahren die Künſte ſeines Landes und aller Länder der Erde bemaß. Einhart wußte jetzt davon ſo wenig, wie etwa, daß er Naſe und Ohren hatte und nicht ganz nur jener ſüße

Heideruch und die weite, ſummende Halmenſonnenwelt und Himmelsbläue ſelber war.

Fern lag alles.

Die Zerrüttungen des ſtummen Herzens waren über Einhart weggegangen. Sturm geht über die Weizenflur. Die Halme beugen ſich hin und her, ſchwanken und tauchen auf. Die Zerrüttungen zeichneten Strenge und Vergeſſen in ſeine dunklen Züge, Nicht-ſich-rückwenden, Lächeln und Einſamkeit, und Schauen und Hinhorchen, was in dieſer Welt des Weſens innen und außen ſich jeden Augenblick neu begeben will. Es begab ſich dieſer einzig-artige Traum, der einer Seele eigene Welt zuſammenfügte, und wo noch immer der Turm des Baues ſich nicht aufreckt, nur erſt hohe Mauern und Zinnen ſich erheben, die den neugierigen Blick abweiſen.

Einhart war noch immer ein Zigeuner. Den Sinn für die offnen Erdenräume, für Wälder und Heiden, hatte er nicht verloren. Ob er auch, in ſeiner Strenge begehrt, längſt ſelbſt in Schlöſſern und Burgen an Fürſtentafeln feine Speiſen gegeſſen und ſich als Künſtler hatte rühmen laſſen.

Nach einer ſinnloſen, zielloſen Wanderſchaft hatte er von neuem Menſchen gemalt. In einer der

letzten großen Ausstellungen war Begehr nach seinen Werken gewesen, und ein Mäcen hatte das meiste davon aufgekauft. An Mitteln fehlte es ihm nicht. Aber auch an Gleichgültigkeit dagegen hatte er nicht abgenommen. Er fragte noch immer Krähen und Gräser, Wolken und Bäume um ihre Freuden, und wußte nicht recht, ob er nicht lieber ein Baum sein möchte und harren und es sich begeben lassen, als es mit Erjagen erraffen und nicht finden. Wenn man das Enttäuschung nennt, mag man auch ihn enttäuscht nennen.

„Reich leben ist eine Sache für sich," sagte er oft mit Lächeln und nannte dann das Geheimnis mit drolligem Namen.

Damals, als er aufgewühlt in die Beglückungen des Blutes sich ganz einsenkte, waren die inneren Fluten ein Meer ohne Grenzen, und der Beseligung keine Zweifel. Hart und voll Wunder alles. Die Glutfeuer der Tiefe gaben Wärme und die Farben des Schicksals wie glühe Rosen. Das war nicht mühsam Zusammentreiben, was nicht kommen will. Das war ganz Geschenk und Fülle, Leid und Licht, Zerrissenheit und eins in allem.

Jetzt schmerzte nichts in Einharts Blute, wo er

ein ruhiger, ſelbſtſicherer Künſtler nun am Heideraine hinging und die Welt von ferne träumte, wie eine Baumkrone träumt, hin und her, hin und her, tändelnd mit Licht, ſpielend mit Schatten.

Das ſind die Zeiten des ſtillen Erntewartens auch im Geiſte, die nichts von Leiden und Leidenſchaften, vom Erjagen und Erſehnen wiſſen.

2

Unten im Moore hing ein altes, moosbegrüntes Dach nieder fast ins Gras und in Nessel- und Schierlingstauden, tief im Eichenschatten verborgen. Gänse gackerten unter den Säulen der Stämme, und ein Schwein machte drollige Sprünge und quiekte ungehalten, wenn jemand in den Frieden der verfallenen Umhürdung, in die verwunschene, verwachsene, nesselumwucherte Herrlichkeit eindrang. Einhart mußte hier oft seinen Weg hindurchnehmen weiter in die Weiden hinaus.

Wie Einhart jetzt war, hatte er gern den Blick in die Ferne gerichtet. „Unstet" war noch immer sein Name. Er näherte sich, in dem Grase am Wege schreitend, dem kleinen, engen Hausfenster, legte seine Stirn an die Scheiben und sah hinein in die dunkle Stube.

Hier wohnte Klaus Otten, der Moorbauer, und seine magere, strenge Frau mit der schreiigen Stimme, mit den großen Holzschuhen an den Füßen und der dürftigen Haube, und Henny, deren Tochter, die seit einem Frühling krank in den Kissen saß, und die sich nun eine Welt träumte, jemehr sich ihr die Hoffnung und der Blick verschloß.

Henny war eine blonde, junge, ſanfte Seele, ein wenig neckiſch immer im Leben, und wo ſie Arbeit tat, froh und wohlgemut ſingend früher. Und ſie hatte allerlei Arbeit getan. Vor allem draußen in dem Mooracker hatte ſie Scholle um Scholle mit Vater zuſammen umgelegt und hingeſchoben und der Sonne gebreitet, und geſchichtet dann, und in den Kahn geborgen endlich, wenn es zum Trocknen gekommen war. Sie war auch dann mit dem wunderſamen, eintönigen Ruderſtoße, einer und einer und immer wieder derſelbe, im ſonnenweiten Wieſenglanze mit Vater und der ſchwarzen, erdigen Sommerernte zur Stadt gefahren.

Nun war damit nichts mehr.

Es blühten ihr jetzt die glühen Todesroſen im ſchmalen, kindlichen Angeſicht, und ſie träumte viel und konnte wunderſam aufmerken auf alle Dinge im Himmel und auf Erden.

Einhart hatte gleich im Beginn ſeines ſommerlichen Aufenthaltes einmal zufällig hier Raſt gehalten und in dieſe graublauen, jungen Augen geſehen und mit Staunen den ſeltſam glücklichen Glanz des Entſagens und Entſchwebens fort in alle Weiten.

Und Henny hing jetzt an der Stunde, wo Ein-

hart oft den Abend durch die Stauden und Schatten und die goldnen Tupfen des Sonnenſcheidens hindurchſtapfte. Heute hatte ſich Henny ſchon am Nachmittag zeitig in Kiſſen hinausbetten laſſen. Um ſie glühten allerlei Taube-Neſſeln, Camillen und Glockenblumen. Sie horchte in die helle Sommerluft, wo Finken ihr kleines Lied ſorglos pfiffen, und Spinnen ſich auf die Blätter niederließen oder auf ihre Hand und erſchrocken ſich dann am eigenen Geſpinſte eilig in die Lüfte emporzogen.

Henny war außermaßen fein von Sinnen. So eine Spinne mit ihrem Fleckenkleide ſah ſie ſtaunend an wie eine Dame in reicher Gewandung. Die kleine Spinnenarbeit däuchte ihr voll ein Wunder. So ins Schauen verſunken, konnte Henny ſtundenlang zuſehen, wenn das winzige Dürrbein mühſam die Fäden ſeines Netzes zuſammenrollte wie ein Seiler ſeine Knäuel, dort wo das Netz lädiert und undicht geworden, um mit feinem Biſſe die kleinen Packen Spinnenſeide zu löſen und in die Lüfte verächtlich hinauszuwerfen, wie eine Dienſtmagd den Kehricht. Fein war der Knäuel. Henny fing ihn in der Hand. Sie zerdrückte ihn zu einem kaum ſichtbaren Flecken Silberſtaub. Es war ſchier ein

Wunder, ihr, die angebunden an Leib und Seele, nur noch Auge und Traum hinausſprang aus ihrem kranken und ſchwachen Gehäuſe. Und deren Hoffnung nur noch in den Lüften hinwehte ohne Halte, wie der Wind.

Und wenn Einhart nicht kam, war es nur ein Tag ohne ſolches Wehen.

Aber auch Einhart kam nur zu gern. Er ſah zum erſten Male hier in dieſer Bleiche der Züge ſolch ein Leben ohne irdiſche Beſtimmung. Er ſah in dieſe einzig-artige Süße der Züge, die engelgleich ſich in den Luftkreis um und um einſaugten und mit jeder Spinne und jedem Blatte und jedem Vogel und jedem Lufthauch aufwehten ins Ungewiſſe, und war erſchüttert heimlich von der unerhörten Leichtigkeit ſolcher Seele, von der Frohheit und dem Leide, die gleichſam in Einem aus den jungen Augen lachten.

„Nun, Henny? liebe Henny!“ ſagte Einhart gewöhnlich, wenn er aus den hohen Neſſel- und Schierlingſtauden zu ihr trat. „Liebe Henny!“ das klang ihrem verwehenden Leben wie Sonne.

„Guten Tag, Herr Selle!“ ſagte dann Henny mit dem Geſicht halb in den Kiſſen und die Augen allein

nach ihm gewandt. Aber die Hand, die einmal eine harte Arbeitshand gewesen, zu ihm hingestreckt, daß er sie in seinen langen, feinen Fingern hielt.

„Na also! es geht ja! ich sehe es an den Fingerspitzen," lachte dann Einhart und sah drollig die Hand an, die jetzt kindlich und bleich und weich war wie ein Federflaum.

Er brachte wohl auch einen Strauß von Blüten, die er draußen in der Heide zusammengebunden. Feine, silberne Wollgrasbüschel liebte Henny. Damit strich er ihr gar erst einmal über die feine, bleiche, magere Nase. Das machte Henny lachen, wie eine flüchtige Drossel auflacht, klingend, ganz ohne Erde und Schwere, nur eine verfliegende Lust in die Luft.

Einhart konnte dann dieses entrückte, schöne Mädchen anstaunen heimlich. Er konnte ihre Hände ewig sprachlos in den seinen halten, jede blaue Linie des zarten Aderwerkes verfolgen, und jeden Hauch rosigen Glanzes, der darüber huschte, wenn das junge Herz Hennys sich dann heimlich auch froh erregte, in den dunklen Zigeuner, der ja ein freier, sicherer Mann war, sich zu verlieren.

Sie sprachen nie viel. Es war nur meist eine

ſtumme, lange Frohheit. Hennys Hände lagen oft lange in Einharts Hand. Und Einhart ſah auch Hennys Mund dabei lange an, der allein noch wie friſches, zartes Fleiſch glänzte.

„Ich war heute faul," ſagte wohl Einhart. Oder auch: „heute habe ich meine Tagesernte doch gemäht." Dabei zeigte er Henny einige Blätter Leinwand hin.

„Oh!" ſagte ſie dann. „Das iſt unten an der Brücke der dunkle Waſſergrund und der ſchwarze Geiſterkahn."

„Iſt es wahr," ſagte Henny einmal, weil ſie irgendwo ſo etwas geleſen hatte, „daß man in die Seligkeit eingeht über einen dunklen Fluß, von einem ſtummen, düſteren Fährmann gefahren, auf einem ſolchen Kahne?"

„I wo!" ſagte Einhart. „Du, Henny, gehſt mit Flügeln ein!" ſagte er lachend. „Und ich auch. Mit Kähnen, das wäre zu mühſelig. Gar noch auf ſolcher alten Schute!"

In Henny und Einhart war ein heimliches Miteinander. Henny wußte ſchon vorher halbe Stunden, wenn Einhart kommen würde. Sie merkte es an der Luft, am Vogelgeſang, an dem Gackern der

Gänſe, an dem Zittern der Spinnenfäden, an tauſend unſagbaren Dingen, daß er käme. Und er kam immer, wenn es ihr alle dieſe feinen Dinge um ſie ſchon erzählt hatten.

Und Einhart hatte ein ſolches Rätſelleben noch niemals angeſehen. So gebunden und bleich und die Röte der Todnacht auf den Wangen erglühend, und der Mund noch feucht und voll Liebe, und ſo fein und leiſe alles erhörend ihr kleines, blutloſes Ohr.

„Henny," ſagte Einhart manchmal, „was träumteſt du eben in die Eichenkrone über dir und den hellen Himmel?"

Dann erzählte ſie ihm wohl einmal einen flüchtigen Traum.

Oder ſie lächelte ohne Ton.

„Was ich träumte, werde ich Ihnen nicht ſagen," ſagte ſie dann. Da ſagte ſie es ihm lange nicht, ſo oft er kam.

Aber eines Tages begann ſie auch ſelber zu erzählen.

„Ich träumte," ſagte ſie verſunken, „ich läge wie ein feiner Sommernebel über meinem Bette ausgebreitet, und mir war nichts mehr ſchwer. Ich konnte ſein, wo ich wollte, oben, und unten, unter

den Blumen, oder in den Baumwipfeln, alles war nur rein ein seliges, freies Dasein."

Und eines Tages auch kam Einhart, wollte es wieder von ihr wissen, weil Hennys Gesicht etwas von Schönheit und Verklärung hatte, wie er es so noch nie gesehen. Da drang er in sie und sah, daß ihr gleich eine schwache Blutwelle ins Schläfenweiß aufschoß und ihr Gesicht in Purpurglut legte und ihren Atem fast erdrückte. Und er mußte sie ewig quälen. Er bat. Er nahm ihre weiße, sanfte Hand in die seine, und sah sie mit bittenden Augen lange an, fragte und bat wieder. Da begann sie zitternd und flüsternd und zögernd noch immer endlich doch zu sprechen.

„Einmal im Himmel," sagte sie.

„Was? — — was? — — weiter!"

„Einmal im Himmel werde ich," kicherte sie leise.

„Einmal im Himmel — — werde — — ich — — dich."

„Werde ich dich?" sagte Einhart wiederholend, aber jetzt in Einfalt lächelnd.

„Werde ich dich küssen," sagte Henny hastig. „Denn hier auf Erden bin ich nur ein elender Mensch, zu bleich und zu schwach und zu krank, und

arm und ein Nichts! — — — Aber im Himmel," ſagte ſie dann feſt und arglos froh, „iſt beſſer leben."

Und Einhart fühlte es, daß ihre Seele der ſeinen ſehr nahe kam, faſt wie wenn ſie als Windeshauch ſeine Wange ſtrich. Und man konnte in Einharts Auge ſehen, daß er Henny mit einer unbegreiflichen Frage anſah, in der Trauer und Staunen und reiner Glanz der Liebe von ferne gingen und nicht Halt fanden.

Oh, es gingen noch immer nicht die Glutfarben aus Henny. Immer neu mußte ſie ſchüchtern Glück und Lachen ganz leiſe überwinden.

Im Moore feierte man ein Volksfeſt. Es waren helle Zelte gebaut nahe einem Kiefernhügel, der gegen den blauen Äthergrund der weiten Nacht ragte. Und der erſtrahlende, irrlichtelierende Freudentaumel der Karuſſells ſchwang ſich unter dröhnender Muſik um. Die Lampen und Lichter glitzerten in bunten Scheinen und ſchwirrten vorüber inmitten der drängenden Menge erheiterter junger Geſichter. Alt und jung ſtrömte um Wurſt- und Kuchenbuden und hin in das von grünen Reiſern durchduftete Zelt, worin die jungen Paare tanzten. Leute aus den jetzt unter der Sternennacht ſchlafenden, weiten Mooren ſaßen an den Tiſchen, zum Teil wie ſie ſind, ernſt und ungeſprächig, auch ein wenig feierlich erſtaunt von dem Lichterglanze und der Muſik die Frauen, und die Männer dann und wann geradehin, flüchtig von Witz und ohne groß Anmut.

Um einen Tiſch ſaßen junge Maler. Einige freie, geiſtige Mädchengeſichter glänzten in Röte, die mitten durch Staub und Wirbel ſich mit ſchwebender Friſche in die ſchwerfällige, walzende Menge miſchten. Die jungen Malerköpfe waren

voll Leben. Die Augen aller sahen voll Spannung in die bunte Welt des nächtlichen Reigens. Heiter und unbedacht streifte der träumende Blick dieser staunenden Jungwelt den Duft der Dinge dieser Festnacht und schwang sich lachend inmitten des bäuerlichen Gestampfes immer wieder neu hinein, nicht nur zu schauen, auch dabei zu sein.

Einhart war spät in das Tanzzelt getreten, hatte ein paar seiner Kameraden mit flüchtigem Nicken angesehen und war unschlüssig unter die Gruppe Bauern am Eingang zurückgegangen. Man kannte ihn auch hier allenthalben, weil er noch immer fremdartig genug aussah. Nicht mehr verwahrlost, sehr schlank und mager. Aber die Augenbrauen immer mehr wie breite Bänder, die Augen aus Tiefdunkel blinzelnd oder auch mit der Güte und Einfalt und dem verlorenen Lächeln eines Kindes, oder plötzlich der Blick mit Funken wie der eines harten, andalusischen Räubers. So war er allen, auch den Bauern, immer ein wenig ungeheuer. Die jungen Malerinnen waren halb moquant, halb hingezogen, obwohl Einhart in dieser Zeit für niemand recht zu gebrauchen war.

Auch an diesem Abend war Einhart sehr gleich-

gültig. Es ſich von Feſten und bunten Äußerlichkeiten ableſen, hatte er völlig verlernt.

„Die Natur meiner Augen und Sinne hat es ſo ſchön eingerichtet, daß die Welt ohne Mühe hineinſpringt. Und was hineinſpringt, iſt mir ſicher," ſagte er. „Wenn ſich meine Stunde nach etwas ſehnt, was verloren iſt, kommt es aus der Brunnentiefe aufgeſtiegen wie der Nix im Märchen und lacht oder weint mit mir."

So lebte er die Dinge ohne Anſpruch. Auch alle die leuchtenden oder beſchatteten Geſichter rings. Aber er ſah manchen Bauern doch ſcharf an, und manches blonde Mädchen, das vorbeihuſchte, ihn zu grüßen, und den derben Burſchen, der Hut oder Mütze vor ihm lupfte. Er hatte immer etwas Prüfendes im Blick. Es war gar nicht Methode. Es war gewohntes Leben jetzt.

Und Einhart miſchte ſich dann doch unter die Tanzenden, tanzte mit einer wunderlichen Schönheit, die vom Moore in bunten Damenflittern gekommen war, nachdem ſie Jahre jenſeits des Meeres geweſen und rechtes Geld mit heimgebracht. Alle Moorleute ſtaunten die überlegen Prunkende an, die ſie früher als einfaches Heidekind gekannt, wie

ſie mit ihren Seidenbehängen und der Schleppe jetzt im Arme Einharts hinflog, mit ſicherer Grazie alles flatternde Loſe ihres Gewandes zuſammenhaltend und umſchwingend, wie es keine der derben, geſunden Moortöchter in ihrer behaglich runden Umdrehung vermochte.

Aber wie auch alle die luſtigen, jungen Blicke rings, je mehr die Zeit hinging, lockten und bedrängten, wie auch Einhart dann noch einmal lange ſtumm am Tiſche unter den Malern geſeſſen, in die flackernde Regſamkeit des halbhellen Tanztaumels hineinſtarrend, wie er auch dann unentſchloſſen einem blonden Mädchenkopfe ſich nachgeſtohlen, der ihm ein paarmal mit heimlichen Blicken zugeblinkt, wie ihn auch dann die luſtige, ſchmiegſame Heide, jung und derb und verliebt, mit heißen Erhitzungen jetzt in der Feſtnacht hinausgelockt in die Waldſchatten und ſich an ihn gehangen mit weichen Armen, die aus den offenen Ärmeln wie Nixenarme im Sternenſchein glänzten, Einhart konnte in dieſer Nacht nirgend Ruhe finden. Er hatte es noch immer aus dem Wandervolke, die treibenden Süchte, die wie Krankheiten ihn manchmal plötzlich überfielen und verſehrten.

So geſchah es auch heute, daß in die drängenden Flüſtertöne dieſer Nacht, in das Geſumme und Geräuſche in den Baumwipfeln oben und das Silberlicht der Sterne, unter die ſcharfen Schatten im Waldgrunde und in die ſtammelnde Sehnſucht des blinkenden Mädchenmundes ein Bild plötzlich tiefer Erſchrockenheit hineinſprang. Daß Einhart ſeinen Namen aus den Weiten der Nacht herhallen hörte, und hinſtarrte — und hinlauſchte — gierig. Und es zum andern und zum dritten Male vernehmlich einſog: „Einhart! — Einhart! — Einhart!“ von einer leiblichen Stimme ſilberhell durch die Nacht gerufen. Daß ihm die übrige Welt rings darnach wie in Totenruhe verſtummt erſchien.

Einhart hatte Heide ſofort losgelaſſen. Er ſprang aus den Waldſchatten ins Licht ganz hinein. Er machte eine Bewegung mit dem Munde, wie um zu rufen. Aber es kam noch kein Ton. Er rief jetzt wirklich. „Ich komme!“ rief er laut. Weil es ihn auch gleich dünkte, daß er den Ruf verſtanden. Und er lief — und lief, wie getrieben, was er konnte, hin ins Moor, wo Henny in der umwachſenen Hütte krank lag.

Das Haus lag im Schlitzſchattenwerk der alten

Eichen ganz verborgen und dunkel. Ein kleines Fenster gab einen rotgoldenen Schein, warm wie eine Seele und stumm. Die Schierlingsstauden und die Nesseln standen wie bleiche Spitzensäume unter dem Fensterschein und flüsterten und zitterten.

Einhart schlug sein Herz wie ein Hammer in der Brust. Er drückte leise, wie oft, sein Gesicht an die Scheibe.

Alles lag still, wie in Ewigkeit gebunden.

Er suchte jetzt einen Halt zu gewinnen. Das Unbegreifliche hatte ihn bedrohlich angefaßt. Er trat noch einmal vom Fenster zurück. Und er sah auf in die Nacht.

Über den Schatten des Hauses hingen in den Baumwipfeln die blanken Sterne, als wären Diamanten in die Zweige gesät. Drinnen im Hause regte sich nichts.

Dann schlich Einhart neu nahe, sah lange durch die Scheibe in den Dämmerraum und merkte endlich, daß drinnen der Tod selber am Tische saß und schlief.

Es war eine von den wunderlichen Visionen Einharts. In dieser Nacht ging es in Einhart wie Irresein schon seit Anbeginn. Da konnte er

die Welt noch weniger sehen vor seinen eigenen Bildern.

Er drückte ewig die Stirn an die Scheibe, um drinnen — den Tod schlafen zu sehen.

Ein alter, müder, starrer Mann, grau wie eine Fledermaus, in einem langen Gewande wie gefaltete Flügel, dessen Kopf unsinnig, und wie zu arg geknickt, unkenntlich auf den Tisch hing.

Ganz allmählich erkannte Einhart, daß es der alte Otten selber war. Der Schein des kleinen Lichtes traf seinen grauen Schädel. Auch die alte, strenge, magere Frau Otten saß im großen Lehnstuhle und schlief, das Gesangbuch auf ihren Knien in der Hand haltend, worüber ein Lichtstreif spielte. Das Bett neben dem Tische schien wie eine Bahre mit einem Totenlaken zugedeckt.

Wie Einhart lange hingestarrt, erwachte Frau Otten, daß ihre Haubenbänder einen vertrackten Schatten an die Wand warfen. Und der alte Graumann regte sich auch.

Die Beiden hielten stumme Totenwacht. Denn Henny hatte eben den langen Schlaf des Todes begonnen.

Einhart sah jetzt auch deren Züge genau. Das

Fenſter war nahe. Das junge, entrückte Totengeſicht hob ſich langſam aus den weißen Tüchern heraus. Es ſchien zu lächeln. Einhart wußte es jetzt. Hennys Stimme hatte ihn zärtlich noch einmal gerufen. Er regte ſich nicht. Er trat nicht hinein. Er ſtand nur ewig und ging dann wie ein Schlafwandler ohne Laut in die Nacht der Moore zurück, Schierling und Neſſelſtauden durchſchreitend, dieſelben, in denen Henny noch am Tage in Kiſſen gebettet geſeſſen.

Die Nachtwelt begann in Unruhe aufzuſchauern. Die Blumen und Bäume flüſterten. Einhart lief ins Unbeſtimmte Schritt um Schritt. Tauſend Fragen tat er in die Sterne. Allenthalben däuchten wie zarte Gewande über den Heiden aufzuſteigen. Er war tief in Rätſel verſtrickt in dieſer weiten, einzigen Nacht.

Als Einhart am Morgen in ſein Quartier kam, ſah er aus wie ein Kind, ſo ſanft berührt von den fernſten, geheimſten Weiſen aus den Gründen, die ewiges Vergehen und ewiges Leben halten.

4

Das Leben auch dieſes Sommers ging bald hin. Einzeln verfärbten ſich die Blätter der ſchiefhängenden Birken an der langen, ſchnurgeraden Chauſſee, die hinwies in die Ferne.

Einhart hatte die Herbſtabende oft einſam in den Weiden geſtanden, neckiſch umſchnaubt von den Mäulern der Mutterſtuten und Füllen und hatte in den ſinkenden Sonnenglaſt hineingeſehen. Oder er war an den tintenſchwarzen Tiefen der Moorgewäſſer entlang gelaufen, darin Hütte und Strauchwerk und hoher Hängebaum ſich düſter fremd und kalt ſpiegeln, und über die Heidehügel hin, hatte den Schrei des Brachvogels über ſich klagen hören in die Dämmerluft und war ſchließlich mit ſeinen Geſichten und Träumen dann auch ſelber ins Weite gezogen.

In jedem Leben gibt es Zeiten, wo die Seele, überreich an Gehalt und Drängen, nicht recht raſten kann. Wo nicht das Erſchauen neuer, fremder Dinge und Wunder hinaustreibt und forttreibt von Ort zu Ort. Nur die unbeſtimmte Sehnſucht, endlich die ſchöne Schale der Götter zu finden, ſie mit der eigenen Seligkeit und dem Reichtum aus der eigenen Tiefe zu erfüllen.

„Denn die Welt des Wurmes und meine Welt ist allenthalben dieselbe. Aber in meinen Augen blitzt diese Welt und glänzt im See Menschenliebe wieder," sagte Einhart jetzt oft. So war seine Welt nicht die Welt, die draußen war, nur die drinnen jetzt umhütet mit ihm ging.

Einhart war noch immer einsam, wie er gekommen war. Er verstand es gar nicht mehr, sich anzuschließen. Keiner der jungen, tüchtigen Maler, die er in der Heide gefunden, und mit denen er beim Mittagsmahle oder nach Feierabend manchmal noch in der kahlen Dorfschenke des Moordorfes zusammen gesessen, kam ihm recht nahe. Das war wohl hauptsächlich, weil ein jeder für sich genug erfüllt war, auf seine Weise die Welt der Beglückung aus Wolken und Lüften, Wasser und Weiden zu greifen.

Aber man traute sich auch nicht. Zumal wenn Einhart seine undeutbare Doppeltheit mit sich trug, achtlos spitz und abwehrend im Gespräche seine Blicke funkeln ließ, die dunklen Schalksaugen drollig-einfältige Begleitung zu sonderlichen Worten und Weisheiten spielten, wenn er sich gar manchmal in den Mantel tiefsinniger Verrücktheit hüllte, wie ein indischer

Heiliger ewig lächelnd daſaß, aus einem Punkte der Weltbetrachtung ſüßen Wahnes Netze ſpinnend.

Da waren die um ihn unſchlüſſig, wie ihn erkennen. Keiner, der eines ſolchen Einſamen, eines ſolchen Schalkes und Gauklers Herz recht gefunden glaubte, weil auch die Flamme der unſteten Sucht nach tiefem Leben ewig dabei zuckte und die Flamme der harten Verachtung alles kleinen Getriebes nach Ehren. Da waren die um ihn doch noch immer im Vergleich angebunden an tauſend engere Wünſche und Weiſen, bauten ihr Haus und prieſen Heimat und Scholle, verherrlichten den Frieden der Ackerdienſte und Feierſtunden, und ließen die weite Welt ſich im kleinen Moorgraben ſpiegeln mit den mooſigen Baumäſten zuſammen, und mit dem ziegenhütenden Weidekind.

Einhart hatte auch dieſe Welt geſehen, die alle ſahen um ihn, „auch der Wurm," wie er ſagte. Aber er träumte von keiner Heimat. — Er träumte nur von dem Wunderſee ſeiner eigenen Ausſchau, darin dieſe ganze Welt ſich in Menſchlichkeit ſpiegelt.

Kein Menſch kann je ſeine Träume leibhaftig träumen, wie die Welt, die wir wachend um uns Welt nennen. Kein Menſch, außer in flüchtigen

Augenblicken, wo der Spiegel der eigenen Seele rein liegt wie im Tode, daß die zarten Luftgeſpinſte Traum ihn kriſtallrein durchhauchen und uns ein volles Wähnen geben von den verborgenen Geſtalten unſerer fernſten Sehnſucht. Nur einen Augenblick. Wenn die wahre Welt der Dinge uns weckt, zerrinnen die Träume, und nicht einmal ein Erinnern kann noch den Saum ihres Gewandes faſſen. Das mag wohl eine tiefe Weisheit bedeuten in unſerm Leben. Denn wenn je ein Menſch in ſich den Himmel ſeiner fernſten Sehnſuchten wirklich dauernd wölben könnte vor ſeinen Augen, ſo würde ihm das Bild der wachen Welt verblaſſen. Da würde er eine Seele ſein, deren irdiſches Auge erblindete, um nie mehr aus ihrem Traumlande zurückzuſchauen. Der Leib dieſes Menſchen müßte hinſiechen. Denn ſelbſt die köſtlichſten irdiſchen Speiſen würden nichts ſein, als Ekel gegen die ſüßen, duftigen Früchte, die er im Garten ſeiner Sehnſuchten brechen könnte. Solche Wahnſinne gibt es. Es gibt manchen Irren, deſſen unheimlich entlegener Weg jenes Wunder erreichte. Deſſen Auge im irren, entirdiſchten Lächeln voll Wehmut ſeine grauen Pfleger zur eigenen Beglückung bemeiſtern möchte. Manchen Irren, der ſelig

für ſich wandelt, und der nicht irdiſchen Trank noch Speiſe mehr nehmen mag.

Wahn und Kraft kommt aus derſelben Quelle, die alle Wunder birgt. Aus der Quelle, die im Grunde eine ewige Quelle iſt. Ein Brunnen voller Schätze. Auch ein Meer, unermeßlich und unergründlich. Darin Schau und Wahnſinn eines ſind. Daraus der Mut des Träumerlebens Schatz um Schatz aus der Tiefe hebt, um es im Gleichnis der Welt zu geben, ſelbſtvergeſſen es vorweglebend im ſchauenden und ſchaffenden Ereignis, dem irdiſchen Bilde aller Erdenzwänge zum Trotze.

„Mein iſt es," ſagte dann Einhart, „mein einziges, potentatiſches Leben, das was ich mit mir herumtrage, in welcher Heimat immer. Und wenn ich wirklich ein Wahnſinniger bin, es iſt der göttliche Wahnſinn, der alles Feſte und Starre zunichte macht, Hoffnungen gibt, Ausſichten. Und ohne ſo etwas lohnt ſich nichts."

Einhart war ein Sonderling. Er war auch hart. Er mochte mit niemand auch nur familiär ſein. Er duzte ſich mit keinem Menſchen. Mit Grottfuß. Aber den ſah er nicht mehr. Der wußte jetzt auch ſchon alles in voraus, was die Künſte ſollen. „Sollen!

Ha Ha Ha! Sie sollen mir den Buckel kratzen!" sagte Einhart lachend, wenn er an Grottfuß dachte. Und wenn er von den herrschenden Modepreisern gebrandmarkt wurde, das tat ihm nur wohl.

Auch mit daheim waren die Beziehungen jetzt ganz kalt und förmlich. Er dachte mit Liebe zurück. Aber hin ging er fast nie. Einmal im letzten Winter war er doch daheim gewesen! Gott! man hatte sich auch gar nichts zu sagen! Rein nichts. Als wenn man jetzt eine ganz fremde Sprache redete. Was gingen den alten Geheimrat diese Künste an? Und überhaupt so das Erleben dieser Welt. Der würdige, steife Herr ging zum Skat in einen vornehmen Beamtenklub. Und gar die Mädchen! Die waren verheiratet, hatten ihre Kinder und sagten: „lieber Einhart!" Weil Einhart jetzt in sehr anständiger Kleidung gekommen war. Rosa fuhr ihm wohl einmal noch wie in alter Zeit über die graugelbe Wange und versuchte sich zurückzuerinnern. Sie küßte ihn auch in Aufwallung. Aber sonst war sie unerfahrenen Geistes und dem Erringen des Lebens zu sich, dem tätigen Gewinnen eines wirklichen Anteils Welt in sich, war sie fern wie eine Kuhmagd. Die fleischliche Enge gab Sinn und

Ende. Nichts galt wirklich, als das wahrhaft Erdene des Augenblicks.

Da war Einhart ſich alſo daheim ſehr ſchnell ein wenig lächerlich vorgekommen, und er war nach wenigen Tagen mit freundlicher Einfalt und Güte im Geſicht abgeſegelt.

Nun ging es am Sommerende aus dem Moordorfe auch einſam und unſtet in die Kunſtſtadt zurück. Und er fand ſich in allerhand wehmütige Träume noch einmal ganz verſtrickt, als goldene Birke um goldene Birke zurückwich in die ſilbernen Morgennebel, und er in dem rattelnden, ſchwarzverblichenen Omnibuskaſten mit den plumpen Ackergäulen davor die ſchnurgerade Chauſſee hintetterte. Unterdeſſen zwei runde Bauerweiber, die volle Packen auf Boden und Sitze des Wagens ausgebreitet, den Lärm der klirrenden Fenſter und des Räderrollens zu überſchreien ſuchten mit ihren ſcharfen, aufgebrachten Worten über Wetterſchäden, über Henny Ottens Tod, und Ausſichten der Obſternte und derart tauſenderlei Sachen.

Jahre gehen hin und kommen nicht wieder. Einhart war reich genug, sie nicht zurückzubegehren. Auch die, die jetzt kamen und nicht sichtbare Merkzeichen einritzten, die scheinbar ungehört verhallten. Es waren Jahre innerlicher Raffung zu sich selber. Denn der Mensch ist lange ein Kind, und dann ein Schüler, und auch wenn ihn die Menschen entlassen aus ihrer Meisterschaft, liegt er noch immer mit der Welt im Streite, ehe sie ihn gewähren läßt, aus sich zu sehen, zu sammeln, zu sichten, zu reden und zu malen.

Und es kommt in jedes Menschen Leben eine Zeit, wo er mit leidenschaftlicher Sehnsucht nach Stimmen und Gestalten greift, die aus selbsteigener Gnade hineingerufen und hineingebildet in die Zeit. Einmal mit denen Zwiesprach zu halten, die in ihrer Zeiten Drange nach dem persönlichen Gute rangen, und nach der Kraft die eigenen Laute und Gesichte in die Lüfte über der Menge Häupter hinzuschreiben zu dauernder Verlockung.

Einhart versank in ernste Studien. Er las jetzt mit wirklicher Begier Philosophie. Da war er nur gerade schlecht beraten zuerst. Er griff da einen

langen Zopf, der dem Chineſen im Weſten hinten hängt. Man nennt es Geſchichte der Philoſophie. Ein uraltes Bild, was man ſo die Philoſophie der Alten nennt. Tauſend Stümper haben es übermalt. Es verſuchte ſo mancher zu beſſern und zu ſtreichen, was originale Menſchen aus innerſtem, eigenem Lebens- und Schauensbedrängnis zur Klarheit geſtaltet.

Es iſt ziemlich unkenntlich, alles daran. Und von dem Urſprung nicht mehr viel Spur.

Das merkte Einhart.

Er kam mit wahrem Verlangen. Er hatte gar nichts gelernt. Oder beſſer, er kam mit dem natürlichen Drange, eine Welt, die ſich ihm reich und heiß darbot, zu ergreifen mit Sinn und Seele allenthalben.

„Das nennt ihr alſo Philoſophie?“ ſagte er zuerſt ganz erſtaunt, als er die Berge des gelehrten Wiſſens anſah.

„Gibt es nicht Männer, in denen ſich wirklich die Welt in ihren wahren Mächten ſpiegelte? Gibt es nur ſolche zerſtückelte Weisheit? Hirngeſpinſte von tauſend Begriffen, in denen ſich nicht einmal Fliegen fangen? Gibt es nicht Männer, die die Welt

klar anschauen, also daß man in sie einsehen kann wie in einen kristallenen Wassergrund, auf enger Scheibe das ganze, weite Eine?

So suchte er immer wieder nach Menschen.

Und es kam auch, wie er durch den Vorhof, die geilen Reminiszenzensammlungen und Retouchieranstalten, durch allerlei Kommentare von Kreti und Pleti, durch die Stätten der unpersönlichen Fruchtbarkeit flüchtig hindurchgegangen, daß ein paar Heilige selber ihm endlich wirklich begegneten.

Einhart stand plötzlich vor Spinoza. Der dunkle, bleiche, wortkarge, jüdische Mann entzückte ihn. Er hatte Mühe, sich in seine Strenge einzufinden. Er sah ihn beständig versunken über seine mühsame Arbeit gebeugt. Mitten in das Lesen der Worte dieses Vertieften hörte er manchmal plötzlich das Surren des Schleifrädchens, das er mit seinem Blicke verfolgte. Denn der irdische, äußere Mensch dieses Juden saß angebunden an die irdische Leistung, indes sein Geist selbstvergessen den Zwängen der Menschenseelen tief nachsann.

So persönlich das Werk, so ganz selbstvergessen der Mensch zugleich.

Zum ersten Male begriff Einhart mit dem in sich

gewiſſen Blick dieſes Erkenners die Zwänge von Launen, Lieben und Leidenſchaften der Menſchen, die, wie Wolken- und Wetterſpiele den hinausgeworfenen Erdball, ſo die einſame, hinausgeſtoßene Menſchenſeele umdrängen.

Die entſagende Weisheit ſolchen Betrachters, der ohne eigenen Anſpruch, ohne auch nur leiſes Erzittern des eigenen Spiegels, Leiden und Leidenſchaften des Menſchen, ohne Hauch eigener Leidenſchaften, bemaß, erregte ihn förmlich. Die erhabene Ruhe und durchdringende Macht, mit der dieſer kranke, jüdiſche Glasſchleifer den unentrinnbaren Verkettungen in den Seelen nachtrachtete, ohne je Wunſch und Plan eines engen, eigenen Lebenskreiſes anmaßlich und trübend ſeiner eisklaren Schau zuzumiſchen, dünkte Einhart das unverlierbare Gleichnis der reinſten Hingabe des Menſchen an ſeine Quellen.

Dann las Einhart in ſonderbarem Zufallsſpiel Schopenhauer. Das griff ihm ſehr ans Herz. Aber weil er ſich auch immer wieder die Welt mit Sinnen beſah, konnte er das grauſige Urgeſpenſt des Willens vor tauſend ſchönen Ordnungen der Dinge und den liebenden Sehnſuchten nach deren reicher Geſtaltung nicht immer entdecken.

Und seltsam vor allem, daß er nach dem stillen Frieden in Spinozas Schleiferzelle nie ganz vergaß, daß er nun einen unwirschen Griesgram vor sich hatte, dem er zwar mit schuldiger Devotion vor dem hohen Flug und dem weiten Umblick manchmal fein zulächelte, weil auch er Hohn und Verachtung gut kannte, aber auch oft mit sicherem, klaren Worte entgegentrat.

Einhart begriff nicht, daß es ein Weltleid gäbe, weil er meinte, daß nur der Einzelne immer wirklich leide. Das wirkliche Leiden schien ihm begrenzt in dem engen Becher der Vereinzeltheit. Und das Maß dieses persönlichen Leidens däuchte ihm nicht um ein Jota vermehrbar, wenn er die einzelnen Personen zusammenreihte. Leid und Freude dünkten Einhart gleich nur eine schwankende, leise Begleitung in der weiten Ordnung dieser Welt und dem weiten Meer der Seele darin.

„Gewiß," sagte Einhart, „die Welt der Hanswurste und Affen. Aber auch der Weisheit mit vielen Gesichtern." „Wie ich sie nehme, ist meine eigene Sache." „Ich werde nicht weinen, weil ich malen will. Die Augen müssen weit und des Lichtes viel sein. Aber es gibt auch Licht genug."

„Ich liebe meine Welt," sagte er dann drollig lachend, „und nur die eine Welt."

Später geriet er über die Legenden des heiligen Franziskus von Assisi.

„Man kann die Ekstasen weit treiben," sagte er zuerst.

„Das Lustigste bleibt doch Bruder Ginepro, der Schalk und Hanswurst unter den Heiligen, der den verstiegenen Menschen durch alle Frömmigkeit hindurchscheinen läßt, daß die dummen, nackten Selbstsüchte sichtbar werden wie die Knochen im Röntgenbilde. Und dann Bruder Egidio, der selbstsichere, achtlose Arbeitsmann, der zeigt, daß man tun kann mit Händen und Füßen und doch reine Absichten und frommes Schauen der Welt mit sich tragen."

„Ich werde immer ein Schalk und Arbeitsmann bleiben: große Liebe und klare Schau! und lachen über den Staub meines Kleides, und immer tun, und im Tun mich vergessen!" „Und von Zeit zu Zeit zwei Fuß mich über die Erde erheben," sagte er lachend, „aber nicht weiter!"

Alles in allem ging Einharts Winter und Sommer und noch ein Winter und Sommer so hin. Er las viel und hatte tausend Erfüllungen. Und verwarf

dann alles in Summa, weil nichts kommen wollte fürs Werk aus allen ſolchen Betriebſamkeiten. Er lebte in dieſen Zeiten ganz abgeſchieden.

Er hatte auch dazwiſchen allerlei Studien gemalt und Entwürfe. Aber er trat auf allen bald herum. Pappen und Leinwanden lagen auf dem Erdboden ohne daß er ſie achtete. Er kam nicht dazu, etwas fertig zu machen. Er war manchmal dann in heller Verzweiflung plötzlich, verfluchte die dummen Bücher und ging einen Tag in Unruhe unter die Leute auf den Straßen, ſah Werke in den Galerien an oder zeigte ſich unverſehens einmal in einer Geſellſchaft. Es war ihm in ſolcher Art des Tuns ſchließlich auch ganz klar geworden, daß ein Kunſtwerk immer nur aus Dunkel nach den heimlichen Drängen der Fruchtbildung zuſammenſchießt und aufſteigt, wie die Blüte mit der eigenen, jungen Geſtalt aus dem Ackergrunde. Werk um Werk. Erfüllung um Erfüllung. Ein wahres Rückſchauen auf die eigene Zeit, wenn alſo Werke wirklich Erfüllung gegeben.

So begann Einhart nach zweierlei ſich jetzt neu zu ſehnen, nach ſelbſteigenem Tun und nach ſelbſteigenen Menſchen unter den Lebendigen. Er fragte ſich oft jetzt nach Einem, den er mit ſich trüge,

wie ſich ſelber, dem er trotzig begegnen möchte, wie dem griesgrämigen Verächter Schopenhauer, oder zu dem er leiſe eintreten möchte wie in Spinozas einſame Schleiferzelle.

Am Ende brachte ihm der Zufall noch Platons Welt in die Seele.

„Da haben wir den Seher, den ich geſucht," rief er vielemale im Leſen. Und er ſaß unter den ſchönen, jungen Griechen ſelber bekränzten Hauptes in Rauſch und fröhlichem Widerſtreit, daß er ſogar die äußeren Augen weit aufriß.

„Dieſe Welt iſt ergriffen mit Auge und Ohr, mit Geruch und Geſchmack, iſt wahrhaft angeſchaut," rief er entzückt. „Und die Ideen ſind wie Arome, die der leibhaftigen Blüte entſteigen."

„Seht doch unſre Duftmacher, die uns Arome eintränken wollen und haben nie die Blüten geſehen."

Jeden Schritt hin und her auf den Flieſen im Hofe hörte Einhart hallen, das Poltern der Berauſchten an den Läden machte ihn lachen, jede Geſte und jeden Geiſt griff er in wahrem, ſinnlichen Gewande. Damit kam er ganz zum Leben zurück.

„Ich will Menſchen finden," ſagte er ſtreng, „nicht Werker! — Menſchen!" Das war ein Wendepunkt nach

einigen Jahren. Weil er auf einmal jetzt auch gefühlt hatte, daß in den Werken der Vergangenheit sich klar Menschen und Werker unterscheiden: Menschen, die die Welt spiegeln, ihre eigene und die ewige zugleich, kristallklar in ihrem einen Wesensblick, und Werker, die im Dienste der Gesellschaftsmächte zusammenhäuften, redeten, kommentierten, alles zu wissen meinten, nicht schauten mit eigenen Sinnen, nichts lebten aus Blut und Atem, als einen Widerschein fremder Welten, fremder Gefühle und fremder Entschließungen.

6

Die fremdartige Erſcheinung Einharts, die fahle Strenge ſeiner Züge, ſeine weichen Glutaugen, die plötzlich Haß und Feuer geben konnten, dazu die ungewöhnliche Ruhe ſeiner Bewegungen, ſeine ſchmalen, dünnen Zigeunerfinger in der ſtraffen, braunen Hand, ſein leicht rauhes Organ, das immer ſanft verhalten klang, ſein Lachen voller in ſich gekehrten, kindlichen Übermutes, wenn es wirklich einmal Lachen gab, verurſachte ein ſonderliches Aufmerken nach ihm hin. Wenn Einhart jetzt einmal in Geſellſchaft kam, ſahen ihn viele heimlich an.

Einharts Augen waren jetzt immer ſehr wach. Er war jetzt auf dem Menſchenfang, wie er es nannte. So begegnete er in einem vornehmen Hauſe der Stadt einmal einem Gelehrten, der ſo dunkel und verſchloſſen war wie er ſelbſt.

Beider Augen hatten ſich erſt wie zufällig nur begegnet.

Dann am Kamin waren ſie zueinander gekommen. Sie ſprachen dabei nichts.

Doktor Poncet war von herriſcher, wegwerfender Gebärde und dachte nicht daran, jeden

gleich anzusprechen. Und Einhart lächelte nur ein wenig.

Aber die Dame des Hauses, eine bucklige, häßliche Frau mit Negerlippen und ebenso gelbbrauner Gesichtshaut, wie Einhart gelbgrau, eine sehr vornehme, hochgeartete und geistesanmutige Frau, die den Winter in ihrem Stadthause Künstler und Männer von Welt bei sich versammelte, eine Gräfin Schleh, freute sich heimlich, wie sie endlich einmal Einhart bei Poncet stehen sah.

Es gab durchaus gar keine laute Bewegung. Die beiden starrten nur in das Loderfeuer des Kamins. Nichts weiter zuerst lange. Doktor Poncet sah dann, immer mit unterstützten Armen sich haltend, seiner Zigarre Glühende an, desgleichen Einhart auf den Glühfleck seiner Zigarette sah. Das Feuer flammte und die Scheite knackten.

„Feuer ist schwer zu malen," sagte Poncet endlich, weil er sich jetzt erinnerte, daß Einhart Maler war.

„Gott ja," sagte Einhart. Dann standen sie wieder, ehe sie sich auch einmal flüchtig in die Augen sahen.

So begannen sie langsam zu fühlen, daß sie sich

viel zu erzählen gewußt. Um ſo hartnäckiger ſchwiegen ſie.

Manchmal iſt es mit Menſchen ſo, daß ihnen beieinander plötzlich eine neue Frohheit und Freiheit kommt. Es drängt etwas auf aus jedem in jeden, gibt ein ſanftes Gebundenſein und zugleich eine ſeltſame Ruhe.

Die Geſellſchaft war ziemlich groß, die weiten Räume dehnten ſich. In dem hinterſten Eckzimmer ſpielten einige alte Herren an grünen Tiſchen. Im Mittelſaale ſchwatzte die Jugend durcheinander. Es war alles hellerleuchtet. Junge Frauen in erleſenen, bunten Seiden und Sammeten waren im Lichte blendend ſichtbar. Hundert Geſichter ſchoben ſich durcheinander, wenn man wie Einhart jetzt oder Poncet aus dem Halbdunkel des verlaſſenen Kaminzimmers durch die umhangenen Türen in die bewegte Menge hineinſah.

Man ſang jetzt im Muſikzimmer ein Lied. Der Klang kam gedämpft zu Einhart und zu Poncet. Die beiden ſprachen noch immer kein Wort weiter. Der Klang tönte wie eine Vogelſtimme. Die Melodie war ein wenig feierlich. Das Flackern und Zucken der Flammen im Kamin ſchien ſich den

Klängen anzuſchmiegen. Einhart beobachtete unaufhörlich geſpannt in das Feuer.

„Sehen Sie einmal," ſagte er dann zu Poncet, „die Flammen ſcheinen mitzutun."

Poncet war ſolches Gefühl bis jetzt unbekannt. Wie wenn er nun plötzlich feine Fäden der Dinge, mit denen ſie ſich halten, blinken ſähe. Er lächelte ein wenig, als er nun auch geſpannt wie Einhart in das Feuer ſah. So ſtanden ſie und ſtanden.

Im Raume waren gedämpfte Lichter. Bleiche Bilder in goldnen Rahmen hingen an Schnüren dämmernd an den Damaſtwänden. Man ging auf weichen Teppichen. Es war ein feines Duften aus Blumen und Parfums allenthalben. Einharts Sinne waren davon wie umnebelt. Er ſah nur dann und wann wie aus einem Traum von den Düſterflammen in die lichten, fernen Geſichter, die in dem Glanz der Nebenräume ſich bewegten. Auch Poncet erwachte ein paarmal richtig.

„Sie ſind ein Gelehrter?" ſagte Einhart dann zu Poncet.

„Wiſſen Sie, daß das eine Tragik iſt?" ſagte Poncet. Einhart ſetzte ſich dabei lächelnd nieder. Auch Poncet. So blieben ſie neu beieinander ſitzen.

„Eine Tragik!“ wiederholte Einhart. Die Vorſtellung ging in ihn ein wie ein ſtiller Akkord, den er jetzt ſummen und ſummen hörte.

„Sie lächeln,“ ſagte Poncet.

„Aus Kummer!“ ſagte Einhart. „Denn nicht wahr? Wenn ich Sie richtig verſtand, müſſen Sie ſich immer fliehen. Und Sie möchten ſich finden.“

„Ja, ſo iſt es,“ ſagte Poncet.

Dann fühlten beide neu die Flammen zucken und ſpringen, als wenn ſie mitſprächen in das heimliche Leben der Stunde von ihrem eigenen, heißen Erlebnis. Auch die Blicke der beiden Hineinſtarrenden ſchienen von innen zu brennen.

Endlich erhoben ſie ſich. Sie gingen gleichzeitig läſſig in den Glanz der Geſellſchaft zurück. Sie kamen ſich wie geblendet vor und zögerten noch immer. Jedem ſchien es, als hätten ſie von tiefen Dingen und Schickſalen Zwieſprach gehalten. Als hätte es einen heimlichen Zuſammenklang gegeben, nicht bloß von Seele zu Seele, auch zu allerhand Weſen ringsumher. Zu Flammen und Stimmen und Lichtern im Raume. Und es kam einem jeden jetzt auch ſo vor, als wenn ſie viel voneinander wüßten und ſich einig fühlten über das ganze, rätſelhafte Leben.

7

Alles, was Einhart ſo entgegenkam, erregte ihn lange und tief. Aber es machte ihn nicht zufrieden. Einen Menſchen hatte er in Doktor Poncet gefunden. Das war an und für ſich ein Ereignis. Zumal Poncet in ſeinem Fache tüchtig genug war, um zu glänzen, wenn er nur mit Wiſſen ſich zufriedengegeben.

Aber „der Wahn iſt unſerer Füße Schemel," ſagte Einhart. Und das dachte auch Poncet. So gab es gutes Miteinanderſein. Und ſie kamen auch voll überein, daß ſie die Welt von verſchiedenen Seiten, aber die eine Welt angefaßt.

Poncet war ſeines Faches ein Mann, der nach den Geſetzen des Lebens der Vielen ſuchte. Und Einhart ſehnte ſich und ſuchte die Träume und Geſichte zu erſchauen, die ihm ſein eigenes Blut als Glück und Stillung verraten wollte.

„Es ſind nicht weniger Geſetze des tiefſten Lebens," ſagte Einhart zu Poncet, als ſie ſich ein jeder ein wenig an die Sprachweiſe des andern gewöhnt hatten.

Sie waren jetzt oft beieinander.

Als ſie einmal in einer Schneenacht die Straße

entlangſpazierten, weil Poncet gekommen war, um Einhart aus ſeiner Arbeit herauszulocken, hatte Einhart noch immer ſeine Tafel vor Augen, und das Zwiegeſpräch der beiden war alſo arm und ſtumm nach außen, wie damals vor dem Kaminfeuer. Da hatte es eine flüchtige Beglänzung aus einer der ſchneebekappten Laternen mitten im Flockenfall ſo weiſe gefügt, daß Einhart in ein Paar der wunderlichſten Augen hineingeſehen, die je unter einem Kapottehütchen zu ihm aufgeblitzt. Einhart war wie gefangen gleich. Er ging mit Poncet Arm in Arm. Denn Poncet liebte Einhart, und Einhart Poncet. Ein jeder, wie es kam, hatte bald, wenn ſie ſo gingen, den Arm in den des andern vertraulich eingelegt. Nun eben war es, daß Einhart in der ſonderlichſten Laune Poncet plötzlich losließ. Es ſchneite weich und die Flocken tanzten.

„Nein," ſagte er nur, „hier werde ich mich nicht groß beſinnen und einfach zurück die alte Fährte gehn!"

Poncet war auch ein Frauenkenner. Aber mit Einhart jetzt oft in ſeiner alten Verſunkenheit. Und ehe er alſo ganz begriff, hatte Einhart nur noch zurückgerufen, daß ſie ſich in dem Kaffeehauſe gegen die Nachtzeit wiederfänden.

Einhart lief, was er konnte. Das Mädchen war wieder in seiner Nähe. Sie war schlank und hatte einen eiligen Schritt. Offenbar ging sie mit einem Ziele. Einhart war kindlich erregt, neugierig und lustig. Er kannte auch gar keine Scheu und Rücksicht. Ihre Augen hatten wie sammetene Blätter geschienen. Dunkel und großäugig hatten sie ihn angeblickt, wie Eulenaugen. So tief, wie wenn es Weisheit gewesen, die ihn angesehen. So lief er jetzt nur schnell vorüber und blickte sich nach den Augen wieder um.

„Nein, um keinen Preis dürfen Sie mir jetzt entwischen," sagte er hastig.

„Wie?" sagte das junge Fräulein nur, als wenn sie ganz arglos wäre und gar nicht weiter auf ihn geachtet.

Da stand auch Einhart in seinen langen Mantel gehüllt schon vor ihr mit seinen lächelnden Augen voll kindlicher Freude, sah ihr prüfend drollig ins Gesicht und machte sie so im Laternenscheine und Flockenspiele lachen.

„Lachen Sie nur, mein sehr gutes Fräulein! Aber ich muß um jeden Preis noch einmal Ihre Augen sehen, ehe ich es glaube!" sagte er bestimmt.

„Was glaube?“ ſagte das Fräulein, das eine ſanfte, bleiche Miene hatte und deſſen Augen in Wahrheit groß ſchienen wie Dunkelflecken.

Der Schneefall trieb und tanzte um ſie.

„Ach, nein, nein! ſo etwas Wunderbares!“ ſagte Einhart ganz inbrünſtig. „Ich muß Sie um jeden Preis wiederſehen.“

„Wenn Sie meinen!“ ſagte das Fräulein, kindlich wie er. Denn Einhart gewann durch Ton und Glück ſeines Erſtaunens gleich einen Eingang in ihre Seele.

„Wenn es nur meine Augen ſind!“ ſagte ſie ſanftmütig und brach dann plötzlich richtig in Kichern aus.

Da gingen ſie ſchon miteinander.

Das Mädchen war eine kleine Putzmacherin. Sie trug noch ein Paketchen zu Kunden aus. Sie hieß Johanna und war voll Übermutes.

„Sie ſind wirklich ein Ungeſtüm!“ ſagte ſie zu Einhart. „Maler ſind Sie?“ fragte ſie ihn noch einmal, als er ihr erzählt hatte, daß er eben zu einem Bilde ein Paar beſonderer Augen ſchon ewig in ſeinen Träumen und auf allen irdiſchen Wegen geſucht und nicht gefunden hätte.

„Ich brauche irgendeinen Ton aus der Seele, eine glückliche Tiefe. Und renne schon immer herum, wie ein Raubtier äugend," mühte er sich jetzt, von seiner Arbeitsnot einen Begriff zu geben.

„So wollen Sie mich also verspeisen!" sagte Johanna.

So liefen sie lange miteinander und plauderten allerlei Loses, worüber sie immer wieder beide lachen mußten.

„Ich wohne bei einer Wäscherin, wo ich mein Stübchen habe," sagte Johanna. „Sonntags bin ich immer frei."

Es stellte sich heraus, daß Johanna erst vor wenigen Monaten in die Stadt gekommen und noch scheu und ängstlich war. Einhart war an dem Abend wie losgebunden. Er hatte so viel Dummheiten im Kopfe, daß Johanna aus dem Lachen nicht herauskam, so beschneit, wie sie schließlich aussah. Er hatte ihr längst das Paketchen abgenommen und ging die ganze Strecke neben ihr ordentlich wippend. Ihr war es längst auch recht.

„Ich bin ein bissel töricht richtig in der Stadt," sagte sie. „Das paßt sich doch gewiß nicht, wenn ich zu Ihnen käme."

„Ih, mein Fräulein," ſagte Einhart. „Was nicht paßt, muß paſſend gemacht werden, wie Ihre Hüte! Darauf verſtehen wir uns doch. Und außerdem", redete er weiter, „dienen wir beide einem Höheren!"

„Oh, Sie ſind aber ſehr eingebildet!" ſagte Johanna. „Was wäre denn das?"

„Die Kunſt! die Kunſt!" ſagte Einhart äußerſt gewichtig.

„Das iſt eine Ausrede!" ſagte Johanna.

Beide lachten wieder um der Rede willen. Aber beider Augen lachten auch jetzt, wenn ſie eine Weile nur ſtumm die Flocken an Mund und Naſe ſpürten, die ein wenig kitzelten.

So waren ſie bis ans Ende der Straße gekommen, wo ein großer Platz im dämmernden, nächtlichen Schneetreiben lag. Johanna erledigte ihre Miſſion. Einhart mußte eine Weile, vergnügt die Schultern in die Höhe ſtoßend und trappend, weil es kalt war, hin und her gehen, ehe er wieder ihre weiche Plauderſtimme aus dem Dämmer vernahm.

Auf dem Heimwege plauderten ſie ſchon allerhand Zutrauliches. So daß Einhart jetzt dünkte, als ob er dieſen Laut ſeit Ewigkeit gehört.

So ist alles innerlich Nahe uud Verwandte, wenn es auch zum ersten Male unser Ohr und Auge trifft, uns gleich vertraut und will uns erscheinen wie in uns selber, wie ein Stück erweckten Eigenwesens. Es gibt eine wunderbare Ruhe und Freude, ihm zu begegnen.

Johanna erzählte, daß sie, eines kleinen Beamten Tochter, von Hause gegangen, weil eine zweite Mutter ihr das Leben verbittert. Nicht sehr viel davon. Einhart hatte auf Rückblicken jetzt gar nicht die Gedanken. Ihm war mit der Gegenwart genug. Er hielt Johannas Arm mit Scheu und sah nur oft in die großen, dunklen Eulenaugen, und war sanft entzückt, daß ihm die Augen zulachten, und auch daß die Hände, die einmal aus dem dicken Wollhandschuh herausfuhren, sanfte, kleine Frauenhände waren.

„Ich werde Ihnen die Hände reiben. Kommen Sie!“ sagte Einhart.

Johanna gab ihm die Hände. Es waren ziemlich viel Vergnüglichkeiten in ihren Blicken dabei, weil auch sie in seinen Augen das Funkeln und die Güte gern sah, und alles sanft und zärtlich war, was er sagte und tat.

Schließlich wollte Johanna doch nicht mit ihm kommen, so sehr Einhart auch bat und quälte und sie am Arme hielt und lachte, wobei auch sie lachte.

„Schon wegen der Schmutzerei," meinte sie, auf ihre Beschneitheit weisend. Sie hatten beide Schneelasten auf Hut und Mänteln. „Aber auch so! das schickt sich nicht. Ich werde Sie erst einmal am Tage besuchen. Wenn Sie mir dann noch so gefallen wie jetzt," sagte sie ganz bestimmt, „dann können wir weiter Freunde sein." So hatten sie sich getrennt.

An dem Abend war es Einhart, als ob er plötzlich eine ganz eigene Art und Leichtigkeit gewönne. Es kamen ihm allerhand Tollheiten in den Sinn. Er konnte gar nicht zum Entschluß kommen, ob er zu Poncet noch in die Ecke ins Kaffeehaus gehen sollte. Dann ging er doch.

Poncet, der verheiratet war und daheim zwei Kinder hatte, saß vor sich hinbrütend wie oft. Einhart war an dem Abend voller Leben. Aber er sagte nicht warum. Er ließ sich zweimal hintereinander Kaffee geben. Und glomm Zigarette um Zigarette und war sehr gesprächig.

„Ja, malen!“ ſagte er. „Ach Gott, das liebe Malen! Wenn man nicht einmal fände, was einen im Alter noch anmutet mit dem Glück eines gefundenen Schatzes. Man muß dahinter ſein. Das große Bild wird etwas. Ganz neuartig. Ganz meine eigenen Harmonien. Das iſt ſicher. Der Einfall und der Zufall! Ich will nur malen, was mich ſelber überraſcht! Den glücklichſten Einfall und den ſeligſten Zufall.“ Er hörte nicht auf, ſo hinzuplaudern, daß Poncet nur zuhörte.

„Ein Blick gibt es manchmal,“ ſagte er.

Poncet ſaß verſunken in ſich. Aber er lächelte auch manchmal, weil Einhart lächelte.

„Einfälle und Zufälle machen es bei euch,“ ſagte Poncet dann einmal. „Bei uns iſt alles Syſtem, Syſtem, Syſtem! Das ganze Leben Syſtem! Schrecklich! ſchrecklich! ſchrecklich!“

Sie liefen erſt in tiefer Nacht nach Hauſe. Einhart war noch immer nicht ſtill. Sie ſtanden erſt lange vor Poncets Hauſe, ehe ſie ſich bis zum andern Tage Lebewohl ſagten.

8

Johannas Hände waren fein und klein, weiche Frauenhände, die Finger schlank. Wenn sie hantierte, gab es ein lustiges Spiel. Wenn sie mit einem Finger drohte, mußte Einhart lachen. Und nun hantierte sie erst noch eine Weile, einige Monate, bis über die Weihnacht im Putzladen, daß die weißen, lieblichen Frauenhände in bunte Seidenbänder und in allerlei fremde Blumen und Federn sich ewig einwühlten, und garnicht, däuchte es, daraus endlich ganz ans Tageslicht kommen könnten. Die etwas gebogene, schmale Nase war ewig noch den Tag gesenkt. Die großen, schwarzen Eulenaugen hatten durchaus gar kein Lachen, nur eine sichere Sittsamkeit und Spannung. Sie umprüften um und um die breiten Krempen oder hohen Türme der sonderlichsten Frauenhüte, ehe endlich wieder einer, rings umziert, aus der Schöpferin liebender Hand ins Schaufenster oder auf den Ladentisch wanderte.

Einhart stand jetzt oft vor dem Laden, schon am Tage. Aber die großen Eulenaugen drinnen sahen und zwinkten nur heraus. Erst am Abend waren dann die lustigen Blicke und der junge Mund und

die ſanften Hände in Einigkeit mit Einharts. Bis Einhart ſich ganz und garnicht trennen gewollt, gleich zu Neujahr, und Johanna ruhig lachend eingeſtimmt hatte und eine kleine, zierliche Hausmutter bei Einhart geworden war.

Und Einhart war jetzt plötzlich ganz auf ſich ſelber gekommen.

„Ich male nur dich und mich, das ganze Leben lang," ſagte er ſtolz. „Denn im Grunde genommen ſind wir zuſammen alles. Du biſt eine hohe und eine niedere Frau, und ich lebe auch das ganze volle Leben. Alle Tugenden und alle Laſter ſind in einem jeden. Beſſer, man lockt ſie auf die Leinwand, als ins Leben."

Es war das drolligſte Spiel zwiſchen den beiden. Johanna war wie ein Kind, ſo dienſtwillig und hingegeben. Und hatte einen Zauber ſchon im Lachen. Das klang rein, als wenn Lachtauben ihre weichen Laute ſanft hinhauchen und ein wenig dazu ſchluchzen. Und Johanna war voller Grazie. Faſt noch mehr als früher. Sie hatte gleich begriffen, daß ſie mit Anmut die Seele Einharts ganz und gar umſpinnen konnte.

Wenn ſie auch nur mit der Kaffeemühle daſaß,

die ſie hockend zwiſchen den Knieen hielt, ſo gab das ſchon für Einhart eine Malerfreude, rein nur, wie ſie dann die Schultern aufnahm und den Kopf halbgeſenkt, halb ihm zugewandt ihre großen Dunkelblicke geſchäftig ſpielen ließ. Oder wenn ſie ſich einmal flüchtig dabei zum Kuſſe hergab, launiges Lachen in die Lüfte ſchluchzend. Oder gar, wenn ſie in feierlichen Geſten, den ſchlanken, kindhaften Jungleib in irgend ein köſtliches Tuch leicht eingehüllt, eine griechiſche Krugträgerin hinſchritt.

Nun: Einhart konnte plötzlich ein Gefühl nicht loswerden, als wenn er jetzt erſt ganz die eigene Kunſt gefunden. Er ſah rein nichts ſonſt. Er fühlte nur, als wenn jetzt der letzte Zwang plötzlich gewichen und er frei geworden wäre zur eigenſten Betriebſamkeit.

Dazu kam, daß Johanna einen echt mütterlichen Zug hatte. Sie begann für Einhart zu ſorgen, um den ſich all die Jahre nur höchſtens einmal eine gutgelaunte Wirtin zufällig umgeſehen. Jetzt ſaß Johanna ſtundenlang bei ihm am Tage und verſah allmählich alles.

Es war garnicht gut für Einhart. In der erſten

Zeit kam deshalb Einhart wochenlang nicht mehr auf die Straße. Und bald hatte sich Einhart an Johannas Anwesenheit derartig gewöhnt, daß er rein nichts zu tun vermochte, wenn nicht die ein wenig dumpfe, kindliche Plauderstimme um ihn und in seine Arbeit hineinfloß.

Doktor Poncet kannte Johanna jetzt auch längst. Er hatte sie auch gleich gern gehabt. Ihm war unsäglich wohl nur schon deshalb, weil ihm in den beiden Räumen, von denen der Atelierraum groß und geräumig war, nichts als eine arglose Menschlichkeit und ein rechtes Lebensvergnügen entgegenkam. Daheim bei ihm war das anders. Er saß oft lange in seinen weiten Mantel gehüllt auf irgend einem Kasten voll Skizzen und sah, wie Einhart, gespannt äugend und fein und spitz lächelnd, die Farben auf die Leinwanden hinbrachte, und sah Johanna an, wie sie unterdessen um den kleinen Eisenofen herumhantierte oder das Teetablett oder sonst etwas herzutrug.

Einhart hatte jetzt einigermaßen auskömmlich zu leben. Obwohl das auch noch schwankte, was ihn garnicht weiter anfocht. Denn jetzt, wo er mit Johanna lebte, war er schnell in eine wahre Arbeits-

leidenſchaft hineingeriſſen. Daß Bild um Bild aus dieſer Erhitzung aufging.

Und auf allen Bildern erſchien jetzt Einhart und Johanna. Einhart malte jetzt ſich in allen möglichen Schickſalen und Gefühlen, und immer Johanna dazu, als eine ſüße, ſelige Begleitung, als die eigentliche Melodie des Lebens, um die es ſich allein lohnte, ſolcher Muſik zuzuhören. Er malte Johanna als ſchwebende Viſion gegen den lichten Himmel, oder in paradieſiſcher Nacktheit ſelig und ſchön unter Blumen, oder mit Kindern ein neckiſches Spiel auf freien Wieſen treibend, immer in hellen Tönen ſie, immer ihre großen Kindsaugen mit den erſtaunten Blicken, immer auch mit der ganzen Drolligkeit ihrer entzückenden Anmut. Und allenthalben auf den Bildern ſtand er irgendwo in der Nähe Johannas, wie ein trutziger Ritter, dem man das Frühlingsglück der holden Frau nicht mit einem Augenzucken nur trüben durfte.

Der Ausdruck des ſtrengen Wächters über ſeiner Liebe ging durch alle Bilder hindurch. Der ſanfte, arbeitverſunkene, ſpitzlächelnde Einhart wußte es gar nicht, daß einer immer jetzt ſich ſo fehdehaft und kampfſicher aus ihm hinausgab. Doktor Poncet

stand oft heimlich erstaunt über die Fülle und Kraft solchen Ausdrucks, und über die schwebende Seligkeit, die durch solche Kontraste sich ins Blut schrieb aus den durchaus stummen Malerspielen.

Alle Dinge haben eine Sprache. Jede Sprache schlägt nur die Tasten der Seele an. Immer sind wir es, in denen die Erkennung aufwacht. Alle Dinge können jenes heimliche Leben wecken, daß es in uns von ihnen redet, wenn sich die Seele ihnen nur innig genug dargeboten. Die Sprache der Rede ist nur eine unter tausend.

Deshalb saß jetzt auch Poncet oft stumm und sann und horchte in die Leinwanden Einharts. Er fühlte genau, welche Ketten und Bande bald sich zwischen Einhart und Johanna gewoben. Er fühlte vor allem, daß an solcher wesenhaften, innigen Verstrickung niemand hätte rütteln dürfen, es wäre denn um Einharts Einfalt getan gewesen. Ein heißer, niederträchtiger, hassender, zäher Zigeuner womöglich wäre aus ihm herausgesprungen, wie der, den er mit einem Dolche unter der Glutrose und mit dem blitzenden Glutblick schon gemalt hatte.

Und Johanna sah jetzt um sich wie einen Garten aus allerlei Pracht. Aus jeder Umhegung lächelte

ſie. In jeder Laube ſaß ſie als Glück. Allenthalben wandelte ſie als Selige hin. Sie war umklungen und umſungen von ihrem eigenen Scheine und Glänzen. Ein jeder Hauch im Raume ſagte es ihr ſtumm, daß Einhart wie ein Toller und Ausbund war, der nichts anderes ſonſt denken konnte, als ihrer Liebe Lied in alle Himmel zu ſingen, ſie zu preiſen in den Hymnen ſeiner Farben und Bilder und nichts ſonſt. Und ſie lächelte heimlich, wenn es aus den Bildern redete, daß er zum Mörder oder Räuber werden könnte gegen jeden, der es wagte, auch nur wie eine Weſpe oder Motte ſich in den Glanz ſeines Glückes zu verfliegen.

Aber Einhart war jetzt recht eigentlich wieder ganz Kind. Er liebte, wie Kinder lieben mit ſpielender, ſtrahlender Verklärung. Denn wahrhaftig, er fand nach außen gar keinen Anlaß gegen jemand ſich zu verwahren. Es ſtörte ihn niemand. Er lebte ganz einſam mit Johanna. Und ſie war täglich liebend um ihn und zärtlich dienend in allem.

Doktor Poncet, der einzige, der kam, war ein ganz anderer Menſch als Einhart. Poncet hatte die Liebe in der Welt reichlich genoſſen. Er ſtaunte in das kindliche Spiel, das ſich in Einharts Werk-

ſtatt darbot. Er war müde der Liebe, kann man ſagen. Heiß, wie er geweſen, hatte er die Leidensfeuer längſt in Aſche gelegt. Er fand kein Genügen mehr im Rauſche. Er lächelte nur manchmal ein wenig ätzend, wenn er Einhart und Johanna plaudern hörte.

Aber Einhart war in ſeinem tätigſten Behagen, daß man ihm zum erſten Male ſeit jenen Tagen, wo er einſt nach Zigeunern ausgezogen, den Lächler wieder ganz anſah. Johannas Nähe hatte ihn richtig zu einem kecken Jungen gemacht. Und als wenn er nun die ganze Welt nur ſo hinmalen könnte, die ganze, weite, ſelige Welt, die keines Kommentars und keiner Mühe und Arbeit bedurfte, um ganz und gar erkannt und geliebt zu ſein.

Die ganze ſelige Welt: Johanna und Einhart.

9

Daheim in Poncets Hauſe war keine Einigkeit. Frau Poncet, die eine feine Seele war, war ihrem Manne ganz unvertraulich. Ihre Liebe ſchien längſt grau in grau und wenig anderes noch, als haſſende Erinnerungen. Die beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren lieb zu ihm. Aber ſonſt fehlte die ſtille Flamme hüben und drüben.

Es gibt Männer, die vorzeitig nach allerhand Frauen greifen, gattungsgebunden und unperſönlich in verfrühten Süchten. Das zärtlich ſcheue, kindlich ſehnende Berühren fehlte, das ſchon Platon als den ſüßen Beginn aller Liebe geſchildert. So will ſich aus jungem Drängen in ſolchen Naturen nie der harte, klare, blinkende Rubin zuſammenfinden. Wie der Uhrmacher, ſo muß der Menſchenkenner bei jedem fragen, auf wieviel Steinen die Seele geht, und ob es heimlich im Grunde einen Halt gibt? Und ob es heimlich funkelt? In Poncet war kein klarer Stein kriſtalliſiert. Das Leben ſeiner Liebe war in Aſche zerfallen. Kein inneres Funkeln in allen Strahlenwundern, nur Brände zuerſt und Aſche dann. So auch mit Frau Poncet.

Aber wenn jetzt Poncet zu Einhart kam, begann

ſich ihm eine neue Welt aufzutun. All die kleinen Handreichungen des Lebens, die er nie geachtet, gewannen einen tiefen Glückſeligkeitsſinn auch für ihn.

„Das Leben iſt gar keine Idealität. Es iſt immer nur das einfache Leben," ſagte Einhart. Er wußte es nicht, daß er damit den tiefſten Lebensſinn gegen all die großen Worte in Wiſſenſchaft und Religion verteidigte.

„Das Leben iſt immer nur dieſe kleine, einfache Verrichtung mit Hand und Fuß, immer nur auf dieſer ſteinigen Erde, die wir mit Auge und Sinnen erfaſſen und anſtaunen," ſagte Einhart. „Immer nur dieſes: eine liebende Stimme hören, in liebende Augen ſehen oder in haſſende. Iſt immer nur Wandel in Regen oder in Sturm. Oder in weicher Nacht, wenn Sterne und der Mond blinken. Oder wenn es ſtockbrandfinſter iſt mit dem kleinen Scheine unſres Laternenlichts in der eigenen Stunde. Iſt ſich kalt fühlen, ſich in ſeinen Mantel warm hüllen, oder eintreten an ein warmes Kaminfeuer und unter gute Blicke, die uns zulachen und uns willkommen heißen. Iſt dieſe ſteinige, weite Erde, deren Wege der Frühling umblüht und umſonnt. Oder auch wenn uns Kümmerniſſe um Liebe und Geliebte das Herz

bedrohen. Dieſe eine ſonnenfrohe oder nächtigeiſige, hinausgeſtoßene Erde. Iſt aufatmen, jung hinaus und in die höchſten Hoffnungen ſich heben mit Flügeln ſo ſcheint's. Oder mit blinden Augen ſchreiten, geführt und ängſtlich und mit der ſüßen Ahnung deſſen, was ewiger Schlaf dem Menſchengemüte an letzten Laſten aufhebt. Es iſt das eine kleine Leben, mit Hand und Fuß, mit Auge und Seele, mit der einen kleinen, einſamen Seele, die einzeln ſitzt in jedes Gehäuſe, und die ihren Traum doch laut hinausträumt von dem Verein der Seelen, auf den Millionen verlangend lauſchen." Das war, wie es Einhart jetzt und immer lebhaft verkündigte.

Doktor Poncet kam oft. Er war daheim, ſeitdem er zum erſten Male das gute, einige, zitternde, irdiſche Seelenſpiel Einharts und Johannas angeſehen, noch mehr losgetrennt. Er begann einzuſehen, daß er durch alle ſogenannte Idealität durchmüßte zu der kleinen, großen, einſamen Seele. Er begann beglückt zu ſein von ferne.

„Man muß es mit den Sinnen greifen. Nur mit den Sinnen hält der Menſch ſich feſt in der Welt, wie der Baum mit den Wurzeln in der Erde."

Einhart ſagte es nicht. Aber Poncet ſagte es jetzt,

weil es Einhart lebte. Poncet begann allmählich kindlich zu lachen wie Einhart. Wenn er kam, saß er stundenlang. Johanna fand ihn angenehm. Ihre Eulenaugen sahen zu ihm hinüber. Ihre Augen waren immer zärtlich im Blick. Poncet begann sie oft anzusehen. Einhart fühlte, daß Poncet sich heimlich neu zu sehnen angefangen.

„Die kleinen Handreichungen des Lebens sind es," sagte er einmal vor sich hin. Er sah Johanna oft nicht mit bloßer Achtlosigkeit an.

Und einmal war es gekommen, gegen das Frühjahr, wie Einhart zufällig nicht daheim war. Da hatte Poncet lange nur stumm dagesessen und hatte Johanna dadurch geradezu verlegen gemacht. Wie es kam? Wer weiß. Die Augen Johannas waren mitleidig. Sie wollte auch gleich noch wegspringen erst, um unten in dem kleinen Gemüse- und Butterladen einzuholen. Dann war sie doch geblieben. Es war in ihrem Gesicht gleich eine große Röte.

Außerdem sind die brennenden Blicke dunkler Augen, wie die sehnsüchtigen Poncets eine wundersame Sprache des Preisens. Das Herz der Frau wird neugierig. Die Eulenaugen Johannas baten gegen Poncet, wie er so immer noch stumm als

Schatten auf der Skizzenkiste unter dem großen Atelierfenster saß. Aber sie versuchten Poncet auch um so mehr.

Die Neugier Johannas war so hart in ihr geworden, daß sie einfach nicht mehr hinaus konnte. So blieb sie und hantierte lange vor Poncet. Eine Weile dachte sie noch immer, daß Einhart kommen müßte. Aber je mehr sie hoffte, desto bestimmter sprachen ihre Blicke Sanftheit hin in den stummen, in sich verzehrten Poncet.

„O Gott Gott!" hatte er schon manchmal vor sich hin gesagt. Jetzt rang er heimlich sich zu überwinden. Aber Männer, die die Leidenschaft zu früh blind gemacht, stehen unter einem unentrinnbaren Zwange.

„O Gott! nein! daß Einhart nicht kommt!" stieß nun auch Johanna heraus, gleichsam seine Angst vor sich aufnehmend, und weil auch schon die Dämmerung in den Raum spann. Dann griff sie endlich eine leichte Hülle, einen bunten, leichten Seidenschal, um doch noch jetzt hinauszufliehen. Da waren Poncets Süchte plötzlich hart aufgebrannt, daß er sie atem- und lautlos von der Tür zurück und an sich gerissen und sie sinnlos hastig und heiß brünstig geküßt hatte.

Johanna in ihrer Kindlichkeit hatte sich lange küssen lassen, mit hastigem, aber nicht starkem Widerstreben und hatte dann erst noch eine Weile drollig zärtlich gelacht, ehe sie unversehens ebenso hart aufgeschluchzt.

„Wie? Was? Pfui! Pfui! o! Nein nein! nein aber, wie Sie nur können!" hatte sie noch herausgestoßen, als Einhart auf der Treppe draußen hörbar wurde.

In demselben Augenblick hatte Johanna gleich mit ihren Eulenaugen zärtlich zu Poncet hin gebeten, reckte sich aufrecht, sich gleich einfindend in eine gleichgültige Hantierung. Und als Einhart mit einem Strauß Maiglöckchen eintrat, ganz beglückt nur von der Absicht sprechend, bald in eine ländliche Einsamkeit, ins Gebirge oder ans Meer zu gehen, saß Poncet wieder als Schatten gegen das Dämmerlicht. Einhart war ganz achtlos und arglos. Er streichelte Johanna und begrüßte Poncet mit kräftigem Handdruck. Er achtete gar nicht, daß er fast ins Dunkel kam, worin die beiden gesessen.

Als der Frühling den vereinzelten Obstbaum im Hofe des Stadthauses, wo Einhart oben unter Dach sein Atelier besaß, blühen machte, drängte Johanna selber, aus der Stadt zu gehen. Es war wenige Wochen nach der Annäherung, die Doktor Poncet versucht hatte.

Johanna war eine Drollige. Der Gedanke daran machte sie jetzt heimlich lachen mit ihrem lieblichsten Lachen. Und so oft Doktor Poncet auch gekommen war, er hatte in dem sanften, fröhlichen Leben von Johanna nur eine Hingabe an Einhart, aus den funkelnden Augen und erheiterten Worten ganz nur ein Mit-ihm-sein und -leben wollen spüren müssen.

Gar nichts hatte ihn an eigene Vertraulichkeiten auch nur von ferne erinnert. Wenn ihn nicht gar eine herbe und strenge Miene, sobald Johannas große, feuchte Dunkelaugen ihm begegnen mußten, heimlich geradezu wie ein Vorwurf manchmal getroffen hätte.

Johanna war nur innig zufrieden, daß Einhart arglos und voll frohen Arbeitssinnes ungestört vorwärts lebte. Um so mehr wünschte sie also jetzt

ins Freie hinaus, ins Landleben. „Meinetwegen ins Gebirge, noch beſſer an die See!“

So waren Einhart und Johanna bald mit Packen und Malwerkzeugen nach dem Norden zu abgereiſt und hatten auch einſam und gut, nach dem Rate Poncets, eine friedſame Sommerherrlichkeit ausgefunden.

Das Häuschen, worin ſie Wohnung nahmen, lag mit ſeinem breiten Strohdach nahe einem alten Eichenwalde, ein kleines, gemächliches Fiſcherhaus mit vier ungewöhnlich großen und hohen Fenſtern nach vorn. Um die Haustür und um das hölzerne, hohe Gartentor hingen Roſenranken, die eben ergrünten. Ringsherum dehnten ſich Wieſen, von Sauerampfer blühend und glühend, deren ſchlanke, zitternde Pracht ſich reichlich zwiſchen roten Nelken, Glockenblumen und Kamillen in die flüſternden Lüfte aufhob. In der Ferne ſtrich der Wind das junge, grüne Korn der weiten Felder, wenn Johanna am Morgen die Fenſter frei auftat. Dorther blinkten hinter Hecken und maigrünem Buſchlaub die Silberflecken der ſpiegelnden Scheiben eines vornehmen Landſitzes mit Gutsgebäuden zu beiden Seiten.

Dorther kam täglich nun den ganzen Sommer lang auch Johannas Freude.

Johanna war jetzt losgebunden wie ein Vogel, ohne Pflicht, so recht hineingestellt in die lichte, freie, blühende und reifende Welt. Wenn die Herde Mutterschafe und die Lämmchen sich aus dem Tor der entfernten Gehöfte ergoß und in einer Wolke Staub näher und näher herankam, stand sie, alles vergessend, und harrte mit einem wahren Jubellachen, das Einhart viele Male heimlich entzückte.

Johanna hielt dann schon ewig Büschel Blumen in ihren Händen, der Herde entgegen laufend, um sie den Lämmchen zum schrobenden Fraße anzubieten.

Der alte Hirte, der einen verschmutzten Pelzflausch trug, war gegen Johanna äußerst scharmant. Er hätte ihr den ganzen Tag Geschichten vom guten Lämmchen erzählen wollen. Er wußte Schmeicheleien von ihrer Lieblichkeit und von ihren großen Augen, die wie schwarze Stiefmutterblumen im Schloßgarten wären, wohl anzubringen.

Und Johanna stand ganze Morgen lang auf der weiten Blumenwiese unter den blökenden, grauen Mutterschafen und den wolligen Lämmern im Licht,

hob sich die kleinen Schreihälse zärtlich auf den Schoß, oder vergnügte sich, ein zutunliches Lieblingslämmchen im Arme zu halten und an ihrer Brust zu wärmen. Wie eine frohe Heilige im Garten Gottes, verloren für sich in die Lüfte lachend.

Der weiße, zottige Spitz räsonierte von Zeit zu Zeit und schoß um die lässigen Wolltiere. Unterdessen Schäfer und Lüfte und Düfte, die Wolken im blauen Himmel und die Augen der Lämmer und der Schafe, und auch Johannas Blicke arglos und wohlig und eintönig verwehend über die Weide tändelten. Das waren Johannas Feierstunden jetzt am Morgen.

Aber Einhart war in dieser Zeit leidenschaftliche Arbeit an Ecken und Enden. Einhart war dann gewöhnlich gleich nach dem Frühstück einsam gegen den Strand hin gegangen. Er besah sich jetzt die Erde neu von allen Seiten. Schon durch den Streifen Eichwald, der die Blumenwiesen vom Meere trennte, wanderte er mit wahrer Spannung. Er genoß entzückt den lautlosen Eintritt in die hohen, einsamen Wipfelwölbungen, um deren Tragesäulen Schmetterlinge taumelten, und Hummeln eilig vorüberbrummten. Er sah an jedem Stamme empor, wo eine Eichkatze die Rinde reißend hinauf-

huſchte, oder ein ſchmetzender Vogel unſichtbar ſeine Liebesmelodie tirilierte. Er horchte dem Spechtpochen und verfolgte den ſeltſamen Schwung ſeines Fluges, wenn er ihn abſichtslos verſcheucht hatte. Und ſah ihn noch lange rüſtig hintauchen zwiſchen den Schatten der Wölbung. Er begegnete Hirſch und Hinde. Der Hirſch, mit dem Blick eines Ernſten, Erſtaunten, der plötzlich aus dem Dickicht herausbrechend, in gereckter Geſtalt vor ihm ſtand, lange unerſchüttert äugend, zwei Tiere und ein Junges ſcheu zur Seite hinter ſich.

Daß auch Einhart gleich völlig erſtarrte.

Daß die Blicke beider, Einharts und des reich gehörnten, mächtigen Waldkönigs ſich feſt anſahen und immer noch hielten. Bis das erſtaunte Tier, ſeine Gabelung vehement in den Nacken werfend, um ſeine Flanken zu ſchützen, ebenſo plötzlich mit königlichem Sprunge gegen die Waldwirrnis ſprang und den Seinen mit dem Geweih wie mit einer Pflugſchar durch Aſt und Dorne den Weg fegend unter erſtaunlich flüchtigem Zerkrachen und Zerbrechen von Buſchwerk verſchwand.

Einharts Leben war jetzt ganz innerlich und froh erfüllt, wie das Leben des Vogels im Schatten-

wipfel oder das Leben der Woge im Meer. Der Strand breitete ſich hellblendend, wenn Einhart die letzte Eiche des Waldgürtels zurückgelaſſen. Er ſtapfte tief im Sande auf den hellen Dünenhügel. Auf deſſen leichter Höhe zitterten die Strandgräſer. Dort lag vor ihm das weite, ſchäumende Meer ausgebreitet. Im Sande halbvergraben lag ein verfallenes Boot. Weit und breit war keine Menſchenſpur ſichtbar. Hoch im Sonnenraum hing oder kreiſte ein Seeadler einſame Runden, dann und wann einen kreiſchenden Wecklaut herniedergebend. Die glaſigen Wogen hatten Schäume weit hinaus. Aus Nordoſten flatterte der Meerwind. Und am Strande ſchlürften die Fluten breit heran, ſich leiſe überſtürzend immer und zurückſaugend, rieſelnd und zerſchäumend und neu zuſammenrinnend. Immer wieder. Immer wieder. So weit der Blick Einharts an dem weiten Bogen des flachen Seeſtrandes ſich verlor.

Wenn die Mittagſonne warm ſchien, hockte Einhart gewöhnlich auf einem Waldfelſen über dem Strande, auf den er vom Meere aus zurückgegangen. Einhart liebte den Ausblick von oben, den frohhebenden Eindruck der Wogenwelt aus der Höhe.

Von dort aus konnte er Johanna kommen ſehen. Das galt Einhart eine Heiterkeit ohne Ende, wenn die verabredete Stunde herum war. Er hatte den Morgen lang beobachtet, ſkizziert, oder auch Malarbeit in Studien getan. Durch die ſilbernen Stämme von einigen Buchen dämmerte ſchon Johannas flatternde, lichte Geſtalt. Sie ging in loſen Battiſten und hielt einen Schal um die Schultern, der im Laufthauch winkte und wehte. Sie lachte von ferne, wie ein Specht lacht zwiſchen den Stämmen. Hören hätte es Einhart kaum können. Meerrauſchen füllte mit ewigem Überſtürzen und Branden, mit genug Lärm die ſonnenlichte Strandeinſamkeit.

Aber Einhart ſah es klingen in Johannas Augen. Johannas Augen ſahen groß aus Dunkel her. Ihre ſanfte, ſchlanke Lieblichkeit, ſo eilfertig heranſtrebend, ſchien nicht anders, als zuzugehören zu dieſer blendenden Dünenwelt zwiſchen Meerflutſchäumen und Waldeswehen. Auch Einharts Blutwelle pulſierte dann ſingend, als wäre er die Seele dieſer einſamen Welt von Dünen, von Wald, Felſen und Wogen.

Dann waren die Flatterwinde ſtill. Die leichten Kleider warfen ſie in den weißen Meerſand. Johannas lieblicher, roſiger Leib enthob ſich den letzten

Hüllen. Sie ſprang mit anmutigem Gezeter alſogleich in die heranſtürzenden Wogenſchäume. Sie kreiſchte lieblich. Sie fiel von der Kraft der Waſſerſtürze geſtoßen und tauchte nieder unter die Flut. Da konnte auch Einhart aufjauchzen derart, als hätte er plötzlich die Stimme eines alten Tritonen, ſo voll. Da konnte er in die hohlen Hände trompeten, als ob er in eine Muſchel dumpf tutend hineinblies. Da konnte er hinter der ängſtlich kreiſchenden Johanna drein in den flachen Wellen ſchaumſprühend ſpringen, mit vollen Händen Diamanten in Sonne und Lüfte und über Johanna unbarmherzig ſchöpfend und ſprühend. Daß der Seeadler neu aus der Ferne heranſtrich, fühlbar erregt hoch über ihnen ſeine Kreiſe ziehend, und dann und wann wie im Zorn niederſtoßend. Als wenn er jetzt dächte, daß weiße, große Meerweſen aus ihren Waſſerpaläſten in der Tiefe aufgetaucht, die ſich dreimal ſelig vergnügten im ſtrahlenden Licht.

Dann lagen die beiden lange noch im heißen Sande. Einhart war auf die Idee gekommen, Johanna tiefer und tiefer einzugraben. Sie ſah allmählich aus wie eine neckiſche Sphinx. Kopf und Schultern und Bruſt hatte er freigelaſſen. Es waren

lauter törichte Spiele, die ihnen wohl Appetit machten, daß ſie dann endlich durch den Wald eilig zurückgingen, Hand in Hand und lachend wie Kinder.

Und auch beim Mittagsmahle konnten ſie nicht genug immer wieder alles ſich erzählen, was ein jeder doch wußte, weil er es eben erſt erlebt hatte.

Aber ſo iſt ein Schatz auch das Erzählen von glücklichen Dingen. Es gibt einen Hauch wieder, wenn das Glück verloren iſt, und das Glück hier erneuerte ſich jeden Tag und jeden Tag den ganzen Sommer lang.

Nie war Johanna freier geweſen im ganzen Leben. Ihre Seele war wie eine Blumenwieſe ſo reich beſtellt und wie eine Meereswelle eilig. An Poncet dachte ſie nie. Oder geradezu mit Ärger jetzt, wo ſie Einhart ſo in Übermut um ſich hatte und in wahrer, freier Sommerfreude.

Und Einhart hing leidenſchaftlich an der wachſenden Ernte ſeiner Sommerarbeit, aber jetzt auch voll an dem Taumel, Johannas Schönheit allenthalben in Wald oder Wellen anzuſtaunen und ſein zu fühlen.

11

Einhart hatte ein paarmal an Doktor Poncet geschrieben, er möchte kommen. Aber Johanna war es sehr recht, daß trotz Poncets Zusagen den ganzen Sommer nichts daraus geworden war. Wie der Herbst kam, waren sie also in die Stadt zurückgegangen und kamen braungebrannt, robust auch ordentlich Johanna, in die alten Verhältnisse zurück. Das Leben am Meer hatte Johanna vollkommen in die einige Sicherheit zu Einhart eingewöhnt. Daß auch der Winter nur weiter ein tätiges, ruhiges, launiges Leben, und nichts anderes, hinging.

Poncet kam oft. Aber wenn Johanna jetzt eine Empfindung für ihn hatte, so war es die, ihn vor sich selber schützen zu wollen. Weil sie selbst sich in dieser ersten Zeit durchaus nicht mehr bedroht dünkte. Außerdem war Poncets Leben offenbar auch heiterer geworden. Poncet hatte eine große Herbstreise nach Amerika und Spanien gemacht. Er war danach auch in allerlei Arbeiten leidenschaftlich hineingeraten. Man hatte also allerseits die Hände voll zu tun, und Kopf und Herz, den ganzen Winter lang. Daß die nächste Frühlingsausstellung heran-

kam, so schien es, als hätten die Werke einfach die Zeit eingesogen.

Die Ausstellung enthielt ein paar große Phantasiestücke von Einhart.

Als Einhart in den Ausstellungssälen zum ersten Male herumging, Johanna mit einem blumigen Frühlingshut eigenster, freier Erfindung neben ihm, sahen ihn, den Zigeuner-Grandseigneur in Zylinder, und sie, diese kleine, wippende Dame mit hoher Krempe und viel Schleier, wie eine Herzogin von Goya so zierlich und so schnippisch, die vornehmen Besucher der Eröffnungsfeier alle mit sonderlicher Neugier und mit absichtlosem, heimlich lauschenden Umprüfen und Umwandeln an. Weil sie wohl von ferne ahnten, daß die luftige, launige Windsbraut von Seele hinter dem feinen, duftigen Stoff- und Schleierwerke, das sie jetzt licht und lose hüllte, einmal hüllenlos in die Bilder an den Wänden, die von Einhart irgendwo hingen, so recht eine lichernde Eva hineingesprungen.

Auch Doktor Poncet war oft dabei, wenn sie in der Ausstellung herumgingen. Poncet im beginnenden Frühling schon wieder heimlich gequält immer um Johanna.

Aber Johanna hielt sich nur an Einhart. Johanna war das anmutig liebende Leben selber, so dienstwillig und zutunlich, wenn es um Einhart ging. Und Poncet desgleichen. Poncet war ganz und gar nur zu Einhart der liebende Freund, der den andern voll gewähren läßt.

Und Einhart war ein Narr, wie schon als Junge, wie immer bis ans Ende vielleicht, eingesponnen in allerhand eigene Schau und in die Frohheit seiner Gesichte. Er ahnte ganz und gar nichts, daß mit dem neuen Sommer auch neu leise Unruhen in Johanna aufzutauchen begannen. Er ahnte ganz und gar nichts, daß Johannas sanftes Blicken nur erst wie zufällig noch, aber nicht gleichgültig mehr, über die wachsenden Versunkenheiten des verachtenden, bleichen Poncet hinglitten.

Einhart war unter der kindlichen Freiheit Johannas noch vollends wieder zum Traumnarren geworden. Er hatte jetzt gar keine Leidenschaft ans Leben, als die Ergreifung dessen, was sich als Gehalt und Gestalt aus ihm gebar. Das Hinauswachsen im Werk galt ihm alles. Das sonstige Leben nahm er lachend als Zier und Laune, die sich um seine Kunstarbeit froh herumrankte.

Bei Doktor Poncet verhielt sich das ganz anders. Poncets Leben war auch durchaus nur ringende Arbeit.

„Aber was kommt dabei heraus für mich?“ sagte er oft verbittert.

Es war kein Verklären und Finden von sich selber, und von dem, was ihm die Stunde je gewesen. Poncet hatte allerlei hinausgegeben. Aber der Wind hatte die Früchte noch immer fortgeführt auf Nimmerwiedersehen. Er lag ewig im Streite mit sich und im Harme um sich. Er sehnte sich beständig, etwas vom eigenen Leben zu greifen, geläutert, wie die Kunst es zu dauerndem Genusse darbringt.

Und Poncet sah das Glück und den Glanz, die Einhart um sich und Johanna wob. Und wahrhaftig, Johanna wuchs jetzt noch mehr zu einem Wunder der Verklärung auch vor seinen Augen. Poncet konnte in diesen ganzen Frühlingsmonaten nur noch nagen und sinnen, wie er aus einem leidenschaftlichen, schwelenden Zwange nach ihr zur Ruhe käme?

Aber Johanna war innerlich bestimmt dawider gewesen, daß man ein gemeinsames Ziel für den Sommeraufenthalt fände. Und Einhart und Jo-

wipfel oder das Leben der Woge im Meer. Der Strand breitete sich hellblendend, wenn Einhart die letzte Eiche des Waldgürtels zurückgelassen. Er stapfte tief im Sande auf den hellen Dünenhügel. Auf dessen leichter Höhe zitterten die Strandgräser. Dort lag vor ihm das weite, schäumende Meer ausgebreitet. Im Sande halbvergraben lag ein verfallenes Boot. Weit und breit war keine Menschenspur sichtbar. Hoch im Sonnenraum hing oder kreiste ein Seeadler einsame Runden, dann und wann einen kreischenden Wecklaut herniedergebend. Die glasigen Wogen hatten Schäume weit hinaus. Aus Nordosten flatterte der Meerwind. Und am Strande schlürften die Fluten breit heran, sich leise überstürzend immer und zurücksaugend, rieselnd und zerschäumend und neu zusammenrinnend. Immer wieder. Immer wieder. So weit der Blick Einharts an dem weiten Bogen des flachen Seestrandes sich verlor.

Wenn die Mittagsonne warm schien, hockte Einhart gewöhnlich auf einem Waldfelsen über dem Strande, auf den er vom Meere aus zurückgegangen. Einhart liebte den Ausblick von oben, den frohhebenden Eindruck der Wogenwelt aus der Höhe.

Von dort aus konnte er Johanna kommen ſehen. Das galt Einhart eine Heiterkeit ohne Ende, wenn die verabredete Stunde heran war. Er hatte den Morgen lang beobachtet, ſkizziert, oder auch Malarbeit in Studien getan. Durch die ſilbernen Stämme von einigen Buchen dämmerte ſchon Johannas flatternde, lichte Geſtalt. Sie ging in loſen Battiſten und hielt einen Schal um die Schultern, der im Laufthauch winkte und wehte. Sie lachte von ferne, wie ein Specht lacht zwiſchen den Stämmen. Hören hätte es Einhart kaum können. Meerrauſchen füllte mit ewigem Überſtürzen und Branden, mit genug Lärm die ſonnenlichte Strandeinſamkeit.

Aber Einhart ſah es klingen in Johannas Augen. Johannas Augen ſahen groß aus Dunkel her. Ihre ſanfte, ſchlanke Lieblichkeit, ſo eilfertig heranſtrebend, ſchien nicht anders, als zuzugehören zu dieſer blendenden Dünenwelt zwiſchen Meerflutſchäumen und Waldeswehen. Auch Einharts Blutwelle pulſierte dann ſingend, als wäre er die Seele dieſer einſamen Welt von Dünen, von Wald, Felſen und Wogen.

Dann waren die Flatterwinde ſtill. Die leichten Kleider warfen ſie in den weißen Meerſand. Johannas lieblicher, roſiger Leib enthob ſich den letzten

Hüllen. Sie ſprang mit anmutigem Gezeter alſogleich in die heranſtürzenden Wogenſchäume. Sie kreiſchte lieblich. Sie fiel von der Kraft der Waſſerſtürze geſtoßen und tauchte nieder unter die Flut. Da konnte auch Einhart aufjauchzen derart, als hätte er plötzlich die Stimme eines alten Tritonen, ſo voll. Da konnte er in die hohlen Hände trompeten, als ob er in eine Muſchel dumpf tutend hineinblies. Da konnte er hinter der ängſtlich kreiſchenden Johanna drein in den flachen Wellen ſchaumſprühend ſpringen, mit vollen Händen Diamanten in Sonne und Lüfte und über Johanna unbarmherzig ſchöpfend und ſprühend. Daß der Seeadler neu aus der Ferne heranſtrich, fühlbar erregt hoch über ihnen ſeine Kreiſe ziehend, und dann und wann wie im Zorn niederſtoßend. Als wenn er jetzt dächte, daß weiße, große Meerweſen aus ihren Waſſerpaläſten in der Tiefe aufgetaucht, die ſich dreimal ſelig vergnügten im ſtrahlenden Licht.

Dann lagen die beiden lange noch im heißen Sande. Einhart war auf die Idee gekommen, Johanna tiefer und tiefer einzugraben. Sie ſah allmählich aus wie eine neckiſche Sphinx. Kopf und Schultern und Bruſt hatte er freigelaſſen. Es waren

lauter törichte Spiele, die ihnen wohl Appetit machten, daß sie dann endlich durch den Wald eilig zurückgingen, Hand in Hand und lachend wie Kinder.

Und auch beim Mittagsmahle konnten sie nicht genug immer wieder alles sich erzählen, was ein jeder doch wußte, weil er es eben erst erlebt hatte.

Aber so ist ein Schatz auch das Erzählen von glücklichen Dingen. Es gibt einen Hauch wieder, wenn das Glück verloren ist, und das Glück hier erneuerte sich jeden Tag und jeden Tag den ganzen Sommer lang.

Nie war Johanna freier gewesen im ganzen Leben. Ihre Seele war wie eine Blumenwiese so reich bestellt und wie eine Meereswelle eilig. An Poncet dachte sie nie. Oder geradezu mit Ärger jetzt, wo sie Einhart so in Übermut um sich hatte und in wahrer, freier Sommerfreude.

Und Einhart hing leidenschaftlich an der wachsenden Ernte seiner Sommerarbeit, aber jetzt auch voll an dem Taumel, Johannas Schönheit allenthalben in Wald oder Wellen anzustaunen und fein zu fühlen.

11

Einhart hatte ein paarmal an Doktor Poncet geschrieben, er möchte kommen. Aber Johanna war es sehr recht, daß trotz Poncets Zusagen den ganzen Sommer nichts daraus geworden war. Wie der Herbst kam, waren sie also in die Stadt zurückgegangen und kamen braungebrannt, robust auch ordentlich Johanna, in die alten Verhältnisse zurück. Das Leben am Meer hatte Johanna vollkommen in die einige Sicherheit zu Einhart eingewöhnt. Daß auch der Winter nur weiter ein tätiges, ruhiges, launiges Leben, und nichts anderes, hinging.

Poncet kam oft. Aber wenn Johanna jetzt eine Empfindung für ihn hatte, so war es die, ihn vor sich selber schützen zu wollen. Weil sie selbst sich in dieser ersten Zeit durchaus nicht mehr bedroht dünkte. Außerdem war Poncets Leben offenbar auch heiterer geworden. Poncet hatte eine große Herbstreise nach Amerika und Spanien gemacht. Er war danach auch in allerlei Arbeiten leidenschaftlich hineingeraten. Man hatte also allerseits die Hände voll zu tun, und Kopf und Herz, den ganzen Winter lang. Daß die nächste Frühlingsausstellung heran-

kam, so schien es, als hätten die Werke einfach die Zeit eingesogen.

Die Ausstellung enthielt ein paar große Phantasiestücke von Einhart.

Als Einhart in den Ausstellungssälen zum ersten Male herumging, Johanna mit einem blumigen Frühlingshut eigenster, freier Erfindung neben ihm, sahen ihn, den Zigeuner-Grandseigneur in Zylinder, und sie, diese kleine, wippende Dame mit hoher Krempe und viel Schleier, wie eine Herzogin von Goya so zierlich und so schnippisch, die vornehmen Besucher der Eröffnungsfeier alle mit sonderlicher Neugier und mit absichtlosem, heimlich lauschenden Umprüfen und Umwandeln an. Weil sie wohl von ferne ahnten, daß die luftige, launige Windsbraut von Seele hinter dem feinen, duftigen Stoff- und Schleierwerke, das sie jetzt licht und lose hüllte, einmal hüllenlos in die Bilder an den Wänden, die von Einhart irgendwo hingen, so recht eine lichernde Eva hineingesprungen.

Auch Doktor Poncet war oft dabei, wenn sie in der Ausstellung herumgingen. Poncet im beginnenden Frühling schon wieder heimlich gequält immer um Johanna.

Aber Johanna hielt ſich nur an Einhart. Johanna war das anmutig liebende Leben ſelber, ſo dienſtwillig und zutunlich, wenn es um Einhart ging. Und Poncet desgleichen. Poncet war ganz und gar nur zu Einhart der liebende Freund, der den andern voll gewähren läßt.

Und Einhart war ein Narr, wie ſchon als Junge, wie immer bis ans Ende vielleicht, eingeſponnen in allerhand eigene Schau und in die Frohheit ſeiner Geſichte. Er ahnte ganz und gar nichts, daß mit dem neuen Sommer auch neu leiſe Unruhen in Johanna aufzutauchen begannen. Er ahnte ganz und gar nichts, daß Johannas ſanftes Blicken nur erſt wie zufällig noch, aber nicht gleichgültig mehr, über die wachſenden Verſunkenheiten des verachtenden, bleichen Poncet hinglitten.

Einhart war unter der kindlichen Freiheit Johannas noch vollends wieder zum Traumnarren geworden. Er hatte jetzt gar keine Leidenſchaft ans Leben, als die Ergreifung deſſen, was ſich als Gehalt und Geſtalt aus ihm gebar. Das Hinauswachſen im Werk galt ihm alles. Das ſonſtige Leben nahm er lachend als Zier und Laune, die ſich um ſeine Kunſtarbeit froh herumrankte.

Bei Doktor Poncet verhielt ſich das ganz anders. Poncets Leben war auch durchaus nur ringende Arbeit.

„Aber was kommt dabei heraus für mich?“ ſagte er oft verbittert.

Es war kein Verklären und Finden von ſich ſelber, und von dem, was ihm die Stunde je geweſen. Poncet hatte allerlei hinausgegeben. Aber der Wind hatte die Früchte noch immer fortgeführt auf Nimmerwiederſehen. Er lag ewig im Streite mit ſich und im Harme um ſich. Er ſehnte ſich beſtändig, etwas vom eigenen Leben zu greifen, geläutert, wie die Kunſt es zu dauerndem Genuſſe darbringt.

Und Poncet ſah das Glück und den Glanz, die Einhart um ſich und Johanna wob. Und wahrhaftig, Johanna wuchs jetzt noch mehr zu einem Wunder der Verklärung auch vor ſeinen Augen. Poncet konnte in dieſen ganzen Frühlingsmonaten nur noch nagen und ſinnen, wie er aus einem leidenſchaftlichen, ſchwelenden Zwange nach ihr zur Ruhe käme?

Aber Johanna war innerlich beſtimmt dawider geweſen, daß man ein gemeinſames Ziel für den Sommeraufenthalt fände. Und Einhart und Jo-

hanna hatten alſo, wie das Jahr vorher, mit genug ausfüllender Arbeit und frohen Launen allein oben am Meere geſeſſen.

In den letzten Auguſttagen kam dann doch Poncet nach. Es war eine ſehr warme Zeit. Das Waſſer des Meeres lag faſt immer ſpiegelblank, wie eine weite, ſilberne Scheibe, über die die feinen Unruhen des Lichtes und des Windhauchs in lieblichem Wellengekräuſel hinſtrichen.

Johanna war ein wenig erſchrocken gleich, als Poncet kam. Es hatte ihn von daheim fortgetrieben. Es hatte Zerwürfniſſe gegeben. Aber Einhart freute ſich. Poncet war unerwartet gekommen. Er kam ſanft und entſchuldigend, faſt ein wenig demütig gegen Einhart.

Und die erſten Abende ſaß man gemeinſam auf dem verbleichenden Dünenhügel am Strande. Man ſah zu, wie die Dämmerungen über die leuchtenden Wellen hereinſanken, wie durchſichtige Flöre. Man ſah, ohne in Minuten Worte zu wechſeln, verloren in den nachtlichtenden Nordſchein.

Und wenn Einhart am Tage malen ging und erhaſchen der Welt auf ſeine Weiſe, blieb Poncet in gelehrter Arbeit in der Stube im Fiſcherhauſe

zurück. Da war Johanna in kleinen Betriebsamkeiten oder in dem launigen Leben in Wald und auf den Wiesen dann für sich festgehalten.

Johanna mied es noch immer, mit Poncet allein zusammen zu sein.

Aber das Kindstum von früher war in ihr jetzt doch heimlich ganz eingeschlafen. Wenn sie mit dem Hirten unter den Schafen plaudernd stand, sah sie viele Male neugierig nach der Richtung aus, woher Poncet kommen konnte. Poncets überlegene, verachtende Männlichkeit lockte sie sehr. Poncet, der auch Ruhm hatte. Mehr wie Einhart. Der jetzt einer der Ersten zu gelten begonnen. Wo Einhart noch immer den Massen nichts bedeutete, die über seine Bilder nach wie vor Glossen machten. Auch die meisten Kritiker noch, die an das Durchschnittliche gewöhnt, nie die leidenschaftliche Inbrunst der Seele nach dem eigensten, erlesenen Glücke erfahren haben. So geschah es, daß bald in dem Zusammensein der beiden mit Poncet allerlei Verstecken aufkam.

Poncet stand schließlich mit Johanna schon manchmal am Morgen im Lichte auf der Kleestoppel unter den Schafen, aber nur neckisch und kindlich scherzend noch immer.

Dann war doch einmal ein Abend gekommen, der ganz anders war.

Schon der Tag war schwül gewesen. Gegen Abend war in dräuendem Zuge vom Lande her ein Gewitter, Sturmvögel kreischend voran, mit grellen Blitzen und wildem Erdröhnen ins Meer hinausgezogen. Dann lag der Himmel, als die Nacht begann, wieder wundersam reingefegt und glänzte aus Mitternacht her blutrot nach.

Es war gegen acht.

Einhart hatte gleich versucht, von den auserlesenen Farbenspielen der sich enthüllenden Nachtwelt und ihren langsam erglühenden, perlmutternen, finsteren Tinten einiges auf Studienblätter einzufangen. Er war deshalb auf der Höhe, nahe dem bekannten Felsen, sitzen geblieben.

Johanna, die mit Einhart allein am Meeresstrande gewandert war, lockte es heimlich zum Meere zurück. Deshalb war sie von dem Felsen lautlos die Schlucht im Sande, ein wenig tastend, hinabgeglitten und stapfte staunend und geblendet in der unerhörten, aus sich leuchtenden Düsterpracht von Himmel und Meer und Dünenstrand.

Der Dünenhügel, über den sie schritt, ragte körper-

lich groß und ſchaurig vereinſamt im fahlen Nachtdämmer.

Das Meer in der Ferne wogte blutrot in grellem Himmelswiderſchein.

Der Himmel darüber dunkel gewölbt, ganz doch ätherklar.

Johanna hatte lange ohne Hut und mit nackten Füßen, weil ſie bei Einhart Hut und Schuhe und Strümpfe hatte liegen laſſen, einſam auf dem Hügel geſtanden und trat nur zögernd Schritt um Schritt, in einem unbeſtimmten, hungernden Verlangen, den Schaumſpielen am Strande näher und näher.

Aber wie ſie ſo einſam erſtarrt aufragte dicht am Waſſer aus dem Meerſand, das brennende Auge weit hinausgebannt, ſchienen die ſtürzenden, ſpielenden, ſchäumenden Purpurfluten immer düſterer und düſterer heranzudrängen.

Das lebendige, treibende Meer däuchte ſich immer gewaltiger aufzutürmen.

Unermeſſene Körpermacht gewinnend, wuchs es düſter empor, wie ein grauſig ſich nahendes Ungetüm.

Zwiſchen den glühen Purpurflecken gebaren ſich,

ewig neu dem Blicke, höllische, blaue Dunkelheiten, wie schaurige Gründe, die sie bedrohten.

Draußen in der fernen Dämmerwelt wälzten sich tausend Gewalten in wildem Begehren. Und tausend Gewalten schienen aus Düsternis herzudrängen vom fernsten Meersaum in rasender Eile.

Aufrauschend sich hebend und in Schäumen zerberstend, spielten die Wogen wie bleiche Geister um einen Felsblock, der näher aus den Fluten sich hob.

Und in Johanna brachen ganz langsam die Halte zusammen. Als wenn sich in ihrem Herzen Stützen zerlösten und in dem finsteren Reichtum der drohend lebendigen Meernacht versänken.

Die Wogen zu ihren Füßen schlürften und schlüpften schon um sie, wie wenn tastende Wesen nach ihr griffen.

Die Wogen jagten und schäumten heran. Aber sie rannen unversehens noch einmal zurück, die Angst entlastend und wieder noch eine Minute Zeit gewährend.

In Johanna zuckte die Bedrohung in jeder Fiber. Das Spiel war um sie höllischer und höllischer geworden. Es hatte sie ein Frostschauer plötzlich durchrieselt. In dieser menschenfernen, erstorbenen,

purpurglühenden Einſamkeit ſtand ſie allein. In dieſer menſchenfernen, erſtorbenen, purpurblendenden Einſamkeit däuchten jezt unzählige Blutzungen plözlich ſinnbetörend nach ihrem Kleidſaume zu lecken.

Mit grauſiger Gewalt fing es an züngelnd und lechzend nahe zu wachſen. Die Blutzungen rings um ſie leckten und ſchlürften und ſchlüpften ſchon nach ihren nackten Füßen, furchtbar begehrlich. Als wenn ein gewaltiger, unerbittlicher Rieſe nach ihr ſich mit unentrinnbarer Sehnſucht zu ſehnen begonnen.

Da hatte Johanna ſich endlich nach Hilfe umgeſehen. Da hatte ſie ſich noch einmal mit aller Gewalt gehalten, weil der Himmel darüber mit ſeiner ſanften Roſenröte noch einmal flüchtig Troſt gegeben. Da ging auch ſchon ein heiſerer Schrei aus ihr aus in die nächtliche Meerwelt, wie Möven ſchrill und flüchtig rufen. Da hatte ſie auch ſchon jemand von rückwärts ſchüzend angerührt. Da hielt ſie längſt jemand ſicher in ſeinen Armen. Da preßte jemand ſie an ſich, und preßte ſeinen heißen Mund auf ihre bebenden, zuckenden Lippen.

Johanna log ſich vor, daß es Einhart wäre. Sie gab ſich ganz hin. Leidenſchaftlich. Sie wußte

es längſt, daß ſie es nun voll genoß. Sie wehrte ſich nicht. Der Schrecken hatte ihre Seele ohnmächtig gemacht und innig brünſtig nach einer Kraft, die ſie hielte. Und die Kraft war gekommen. Die Kraft hielt ſie jetzt ehern gebannt, daß Minute um Minute lautlos zerrann.

Einhart ſaß noch immer auf dem Felſen, um die farbige Düſterwelt einzuſaugen. Er kam erſt ſpät zum Strande, als alle Farben verblichen waren. Das Meer lag jetzt graudunkel unter einem bleichblauen Nachtſchein.

Da kamen ihm Poncet und Johanna laut ſprechend entgegen.

„Oh, das hätteſt du ſehen ſollen," rief ſie neckend, ſchon von ferne. „Einen furchtbaren Schrecken habe ich ausgeſtanden," ſagte ſie richtig im Übermut. „Und wenn Poncet nicht kam," erzählte ſie dann in allem Ernſte, „hätte ich eine Ohnmacht bekommen, wie in dieſer Nacht das Meer furchtbar ausſah!"

Poncet erzählte ſehr gewichtig, daß das Gefühl Johannas, in ſolchem nächtigen Glutdunkel dem Wogenſpiel und dem Himmel mutterſeelenallein gegenüber zu ſtehen, die Seele völlig erſchüttern kann, und daß es ſich dabei wohl um das gehandelt

haben möchte, was die Alten einen „paniſchen Schrecken“ nannten.

„Pan lechzte und züngelte mit tauſend Blutzungen nach mir, als wenn die ganze Nachtwelt ein gräuliches Geſpenſt wäre,“ ſagte Johanna ganz eingeſponnen neu in den Schreck.

„Ich habe genau den Eindruck auch aufgefaßt,“ ſagte Einhart zufrieden lächelnd, „und werde das einmal malen.“

„Denkt ihr denn, ich wäre umſonſt ſo lange dort oben ſitzen geblieben und hätte wie ein Felſen ſo ſtarr in die ſeltſamen Verwandlungen hineingeblickt, wenn es mir nicht darum zu tun geweſen?“ ſagte er noch arglos.

12

Sonderbare Menſchen, die in den jungen Tagen im eigenen, ſummenden Blute es aus tauſend Seligkeiten erhören, aber ſobald das Leben mit ſeinen Erfüllungen begonnen, Schritt um Schritt ſcheu zurückweichen. Und die dann ewig ſtehen, den Blick in die Ferne, gar nicht mehr bereit, das Leben und ſeine Erfüllungen hinzunehmen, anders, als mit bitterer Verachtung. Und die immer neu zum Leben in plötzlichem Luſtflackern ſich hinwenden, immer tiefer enttäuſcht und immer herriſcher erregt gegen den Trug aller Trüge.

Solche Menſchen ſind wie heiße Glutſtätten, in denen innige Brände doch nur ſchwelen, ſolange keine leichte, frohe Hand ihre Feuer beſchwört und ihre Aſche lockert. Und aus denen es, wenn eine hohe, liebende, ſanfte Frau zur Opferſtätte ſolchen heimlichen Erharrens getreten, emporbrennt wie ein Blühen. Der Harm iſt zerſtoben, wie noch ein wenig Rauch unter Flammen und Funken. Eine neue Jugend, ſcheint es, blüht. Eine köſtliche Fülle reiner, ſtolzer, lodernder Feuertriebe wähnt ſich das kranke Herz dem weihenden Blicke offen.

In ſolcher Menſchen Tiefgrund klingt ewig die

Mythe von der Erlöſung durch die Liebe. In jede neue Phaſe ihrer Weltverachtung nehmen ſie dieſe einzige, ſichere Verheißung mit, träumen immer neu den großen Traum, erharren und erhoffen neue Entfaltung. Denn jedes Menſchengemüt auch, wie der Roſenſtock und die Feuersglut entzückt ſich im Entfalten und ſich Darbieten. Und nie ſind größere, letzte Erfüllungen, als ſich weit und frei auftun und ſich hingeben dürfen von Seele zu Seele.

„Aber vielleicht iſt das im Truge „Leben" der letzte, tiefſte Trug!" ſagte oft Poncet.

Mit ſolchem Zweifel in der Seele iſt es nicht gut, einem andern Freund ſein. Flüchtig ſind die goldenen Fäden, in denen Baum und Früchte am Sommerende eingeſponnen. Sie zerreißen leicht vom leiſen Windhauch. Die goldenen Blätter, vom Lebenszweifel unverſehens gelockert, wehen hin. Es gibt kahles Land und aſtkahle Bäume, vom Winde zerweht, und kahle Seelen von der Verachtung verarmt. Und immer ferner verklingt ſolchen Seelen das ſanfte, heilende Wunder.

„Auch das Weib iſt nur eine Verheißung, die ſich ſelbſt zum Truge geboren," ſagte Doktor Poncet. „Und unter jeder Herzflamme, von Himmelsbränden

voll, lauert der leere, finstere Abgrund, lauert die Zeit, und lauert das Sich-selbst-entführt-werden, wie Blatt um Blatt der Baumkrone im Winde."

Doktor Poncet war immer zernagt nach dem Weibe. Er war als Jüngling ein Menschensüchtiger gewesen. Er hatte überall hin mit Schwärmerblick neue Glückslehren gebracht. Er hatte auch, wie alle großen Schwärmer eine Zeit wähnen, es einmal ganz gefunden geglaubt. Er hatte das Leben nur zu sehr geliebt, wie er es noch träumte. Und Schritt um Schritt hatte das Wirkliche gegen ihn gestritten.

Wenn man ihn genauer hätte einsehen können, das heiße, heimliche Erlebnis seiner Seele seit Jugendbeginn, so hätte man einen weiten Traumgarten gesehen, worin der Wolf Wirklichkeit immer neu alte Blumen geknickt und alle Bäume umgebrochen.

Die Leidenschaft war immer heiß gewesen. Ein Weib berühren, galt schon dem Jüngling als verzehrendes Leiden. Allmählich hatte er die Liebe und alles Ding in der Welt käuflich und zur Gewohnheit und Notdurft erniedrigt gesehen. Er hatte sich

immer wieder in unbegreiflichem Zwange hingeworfen. Die Gewohnheit Ehe, die Gewohnheit Kinderliebe, die allzu reiche Fülle Wiederkehr auf allen Wegen, daß auch die Leidenschaft, die sich ein höchstes Wunder wähnte, sich an Ecken und Enden profan gebärdete, daß das entzückteste Preisen der Seele nur Worte, nicht Wahrheit, nur Flucht, keine Dauer darstellte, das hatte er längst in sich genommen und trug mit solchem entweihenden Grundakkorde sein armes Leben.

Und immer wieder war für ihn doch neu die Rätselblume des Hungers nach dem Weibe vor sein Auge emporgesproßt. Er mußte jetzt Johanna zu sich locken. Er mußte neu an die Erfüllungen glauben. Er fühlte es wieder wie eine Erlösung. Es däuchte ein ehernes Gesetz. Unentrinnbar. Er mußte.

Und Doktor Poncet war ein zersetzender Liebhaber. Als der Winter in der Stadt dahinfloß, fühlte sich Johanna ganz verstrickt.

Einhart liebte Johanna mit sanfter Güte. Er hing an allen ihren Handreichungen. Er liebte ihre junge, frohe Gestalt. Er hatte jeden Zug ihres Wesens in seinen Bildern licht gemacht. In ihm

ruhte sozusagen und wuchs das Bild, das sie sich selber geworden war.

Der Mensch selber weiß so wenig, was er an sich darbietet. Und unversehens kommt einer herzu, der ein Lied zur Dauer aus ihm anspinnt. Da hört sich die Seele plötzlich klingen und will es kaum glauben, daß so das Lied des eigenen Lebens hallt.

Johanna ging wirklich ganz im Wundergewande, das Einharts Reichtum ihr wie einen Zaubermantel umgewoben. Aber um so mehr lockte sie jetzt der verzehrte Glutblick des „armen Heinrich."

So geschah es, daß Johanna das Blut glühen fühlte, wenn sie den arglosen Einhart mit Poncet zusammen sah. Poncet kam jetzt auch, wenn Einhart nicht daheim war. Man besprach sich heimlich und traf sich heimlich. Poncets Liebe war hart. Seine Illusionen waren flüchtig. Es griff das Gerippe des matten Unglaubens gar zu hart durch das weiche Fleisch seiner Begehrung. Er hatte es oft in den Fingern zucken wie herrische, böse Laune, sobald die Phantasmagorie, die sein Begehren geweckt, in der Erfüllung untergesunken. Aber je jäher die Härte seines Wesens und seiner Ent-

täuſchung aufquoll, deſto jäher und ſüchtiger wurde ihm Johannas Weſen untertan.

Die Liebe Einharts war eine zärtliche, ſanfte, friſche Weiſe. Grade in Einharts Weſen lag Liebe und Begehren wie Heiterkeit. Auch im Rauſche der Sinne ſpielten die Genien um das Lager zweier Liebenden. Jetzt in den Wintermonaten in den heimlichen Beziehungen zu Poncet gewann Johanna einen Zug fremder Schickſalshärte in ihren Blick.

Einhart begann ihre Seele langſam durch zu ſchauen. Zuerſt hatte er Johanna noch in argloſem Scherz mit einem Satan im Hintergrunde gemalt. Und auch, daß er ſie als eine junge Hexe im Morgengrauen fortgeführt, hatte ſeine Seele noch ganz ohne Wiſſen, gleichſam im Traumſpiel vorweg getan.

Johanna verwahrte ſich gleich dagegen. Sie fand die Bilder abſcheulich. Sie hing ſich an ihn und weinte einmal, und mochte gar nicht ſprechen. Sie war ſich heimlich wie erraten vorgekommen. Obwohl Einhart ganz und gar nichts wiſſen konnte. Denn alles war noch immer völlig geheim geweſen, was Poncet betraf. Aber dieſe feinen, ſchauenden Weſen, die das Denken gar

nicht brauchen, um die treibenden Mächte auszuspüren!

Einharts beginnende Wissenschaft scheute gleich vor allem offenen Ausdruck zurück. Wie er zu erkennen begann, bekam er auch nur seltsame Linien der Vernichtung in seine gelbgrauen, hageren Backen. Und der Blick seines Auges glomm in Erstaunen.

Johanna kam immer zu ihm mit Demut wie Liebe. Sie schien ihm manchmal, wie etwas abzubitten. Aber er hätte zuerst und noch lange seinem Mißtrauen keinen Raum in sich, nun gar Worte geben mögen. Auch zu Poncet blieb er immer gleich freundlich. Daß der ganze Winter ungestört hinging.

Erst einmal gegen den Frühling kam es zu einem wirklichen Erschrecken. Daß die Gewißheit Einhart gleich wie eine Kralle anfaßte. Johanna war schon in sonderlicher, verschleiernder, erregter Demut und in nicht weniger flatternder Frühlingspracht mit irgend einer sehr plausiblen Absicht, Einkäufe oder dergleichen zu tun, ausgegangen. Sie war, den Hut frischer Syringen von goldenen Stäbchen gehalten über breiten Dunkelscheiteln, zu Einhart getreten mit zärtlichem Auge, das nur ein wenig noch un-

ſicher nebenher ſich zu ſchaffen gemacht, und hatte dann in einer innigen Anwandlung Einhart plötzlich leidenſchaftlich auf den Mund geküßt, was ſie aus freien Stücken noch nie getan.

Einhart durchfuhr es gleich ſonderbar. Aber er hatte, verſunken in die Pinſelſtriche für die große Tafel, die er für das Speiſezimmer der Gräfin Schleh eben vollendete, die Sache doch noch einmal vergeſſen.

Da war der Abend herangekommen, wo ſich Johanna noch immer nicht einfand. Und auch Poncet, der um dieſe Zeit gewöhnlich kam, war ausgeblieben.

Einhart lebte es plötzlich ſicher und mit dem ganzen Weſen, was ſich jetzt im Grunde der Seelen zugetragen. Jetzt zum erſten Male ſchoß auch Entſchluß und Wille auf.

Er hatte ſich im Dämmer in ſeinen Geſellſchaftsrock geworfen und hatte die klare Abſicht, in eine fremde Geſellſchaft zu gehen. Da kam Poncet, bleich, offenſichtlich verlegen, erregt die Treppe empor und trat ein. Einhart war ſtumm und ſcheu. Poncet redete zuerſt auch nicht. Er wagte auch nicht, nach Johanna zu fragen. Wie er es doch tat, nachdem er ſich das große Bild Einharts lange

ſtumm angeſehen, gab Einhart eine harte Antwort.

„Du wirſt es beſſer wiſſen, als ich!“ ſagte er nur, während er ſich an dem einſamen Lichte ſeine Zigarette anglomm, ehe er das Licht rückſichtslos löſchte. Es war eine ſehr peinliche Pauſe, die Einhart und Poncet, beiden gleich, einen heißen Schmerz im Blute zum Aufbrennen brachte.

Sie waren dann ſchweigend die Treppe hinuntergegangen, weil Einhart gewiſſermaßen ſich ganz ohne Anweſenheit Poncets zu fühlen ſchien und ſeinem Vorhaben wie allein nachging.

Einhart wollte um keinen Preis, daß jetzt noch gar Johanna dazu ſich fände.

So ſchritten ſie ſtumm nebeneinander einige Straßen lang, bis Einhart mit flüchtigem Gruß in das Treppenhaus der Gräfin Schleh verſchwand. Er wünſchte jetzt durchaus nur mit dem Rauch einer feinen Zigarette und dem ſanften Geplauder der alten, feinſinnigen, gütigen Frau am Kaminfeuer eine Stunde lang ſich aus den Trümmern ſeiner zerbrochenen Zutraulichkeit zu ſich zu finden.

Wie er dann heimkam um Mitternacht, lag Johanna ſchon im Bett. Sie wagte nicht, ihre Augen

aufzutun. Tat nur, als wenn ſie feſt eingeſchlafen und ſah ſcheu und zärtlich durch die blinzelnden Lider zu Einhart hin, der, die kleine Kerze in der Hand haltend, im Zimmer ſich noch eine Weile zu tun machte.

Einhart ſchien ein wenig eingeſunken faſt. Demütig ging dann und wann ein Lächeln aus ſeinen beglänzten Blicken.

Einhart konnte noch immer lächeln, wenn er nagende Schmerzen hatte. Und auch wenn er ſich recht aus der Tiefe ſelber ſonderbar dünkte.

13

Johanna erwachte spät. Einhart stand bereits vor der Staffelei und malte versunken und mit einem Blick voll demütiger Tiefe. Johanna erkannte an allem, daß seit gestern eine völlige Verwandlung mit ihm vorgegangen. Sie hatte das Feingefühl, was aus der stummen Geste der Dinge mehr erhört, wie aus Worten. Wie es manche Frauen haben und auch manche Tiere. Sie wissen ohne weiteres und unmittelbar, was die Glocke geschlagen hat. Johanna begriff also plötzlich mehr, als ihr lieb war. Sie war ein sehr zartes Geschöpf voll sanfter Anmut. Die Eulenaugen waren noch immer groß und voll gütigen Staunens. Das kleine, schluchzende Lachen konnte nie aus der Rolle fallen.

Als Johanna die Augen aufgetan, hatte sie gleich gespannt zu Einhart hinübergeblickt. Und sie betrachtete ihn lange, ohne daß er es merkte. Seine Verlorenheit in die Arbeit fiel lautlos wie ein Schicksal über sie her.

Früher, wenn sie erwachte, hatte Einhart manchmal wohl, wenn es Frühling war, mit Scherz und Späßen vor ihrem Lager gestanden. Oft hatte

er ſich dann ſchon eine Weile damit vertrieben, ihre ſchlafenden Mienen beluſtigt anzuſehen. Oder bunte Blumen auf dem Kopfkiſſen um ihren dunklen Kopf auszubreiten und aufzubauen. Einmal hatte er ſich ein Vergnügen daraus gemacht, ihren geſchloſſenen Augen einen großen Spiegel vorzuhalten, daß, wie ſie die Augen auftat, ſie ſich ſelber zu eigener Verwirrung vor ſich ſah und einen Augenblick nicht recht ihre Lage begriff.

Das waren ſo Einharts Neckereien geweſen.

Einhart hatte ſo auch die drolligſten Skizzen von Johanna als Schlafende gemacht, Zeichnungen und in Farbe. Sie ſah darauf ganz wunderlich aus. Die vollen Wimperkränze auf dem unteren Augenrand gaben ein ſolches Gefühl von Schattendunkel in die jungen, ſchmalen, im Schlafe eigenwilligen Züge, daß man eine wahre Spannung empfand, dieſe weichen Lider und ſchweren Wimpern ſich heben zu ſehen und die Seele ſich auftun. Wie vor eine Knoſpe voll unbekannten Blumenlebens geſtellt, die bald ſpringen und das heilige Lebensgeheimnis verraten will.

Jetzt ſtand Einhart ganz vertieft vor ſeiner Arbeit und hatte keine drollige Miene zu ihr gewendet.

Sie sah an der Art seiner Haltung, daß in ihm nicht Freude, daß eine Last in seiner Seele war.

Johanna quälte ein furchtbares Gefühl. Sie lag und rührte sich nicht. Und weil auch Einhart seine Stellung in nichts änderte, ließ sie die Augen neu sich schließen und sank in Halbträume.

Es kam ihr plötzlich ein harter Schrecken an. Es deuchte ihr, doch noch wach, als wenn sie eine volle, reife Ähre aufragte, goldhell in den Sommerhimmel und voll Glanz. Aber der Himmel wurde eine drohende Finsternis. Und ein Fegewind, der heranbrauste, riß und zauste sie hin und her und vertrieb unbarmherzig Korn um Korn. Daß sie sich im Treiben der bedrohlichen Mächte dünner und dünner schien, ein ärmlicher Stab und endlich ein dürres Nichts.

Johanna hatte die Augen jetzt wieder fest geschlossen und war in das Nichts ganz hineingeschlafen.

Einhart trat zu ihrem Lager, von ihrem Sorgenatem angeweht und aus seiner Versunkenheit geweckt. Johanna hatte im Schlafe aufgeseufzt. Aber wie er sie jetzt lange zärtlich ansah, erwachte sie nicht, nur immer tiefer in Träume gebannt, die

ihr vieles ſagten, was die Seele ſich nicht frei eingeſteht.

Da träumte ihr ein Traum, der wie eine Erſtarrung über ihr ſtand. Es träumte ihr, daß man ihr das Gewand, die runden, vollen Flechten ums Haupt, ihr ganzes, reiches Schwarzhaar und ihre Jugendfülle und knoſpende Geſtalt, daß man ihr alles genommen. Und daß ſie irgendwo auf einem einſamen Hügel bar und bloß läge, mitten in einem einſamen Steingeröll. Nichts um ſie, rein nichts. Nur ein unendlicher Horizont. Es war offenbar um ſie ein Meer. Aber in einer ganz troſtloſen Stummheit. Es war tief lautlos zum Hilferufen. Und Johanna wollte auch Hilfe rufen. Sie hatte ſchon gerufen, verhallend. Sie rief wieder, weil der Ruf erſtickte. Und der Ruf hielt ſich doch auch gleichſam in der Luft. Der Schrei war der Schrei der Stille ſelber geworden, der nun ewig in der Luft hing. Da begann ſie die Angſt immer mehr zu preſſen. Denn auch die Wellen des Meeres ſchienen ganz ſtarr.

Die lebendige Blutwelle der Schlafenden raſte in Johannas Herzen ſo arg, daß ſie ſich umwälzte und neu zu ſtöhnen angefangen. Daß Einhart

wieder mit seiner ganzen Teilnahme an Menschen und Dingen zu ihr herantrat und sie ansah.

Aber Johanna erwachte nicht. Der Bann hielt sie wie mit Krallen. Sie war verödet. Es waren die Blumen und Träume von ihr genommen. So lebte sie es jetzt. Die schönen Kleider, in denen sie Einhart vor sich hingestellt, die Götterzeichen seiner Liebe und seiner Visionen, die waren längst abgefallen, weil sie verurteilt war. Es war noch immer niemand um sie. Es war noch auf demselben öden Dünenhügel. Sie war weit fort verschlagen. Sie war es gar nicht. Es war kein Leben. Nur lebloses Erstarrtsein. Nur bleiches Land. Nur vertrackte Gebilde von weißen Kieseln im bleichen, glühen Sonnenbrande. Brütende Launenspiele von einem ewigen Gestorbensein. Wie nur Knochen und bleiches Totengebein lag sie unter allerhand grinsenden Schädeln mitten auf dem Hügel. Das sengende Licht erstarrt. Die jagende Woge erstarrt. Der Schrei hing erstarrt in den Lüften, bleichend und ganz ohne Hoffnung.

„Ach! — — ach! — — ach!"

Johanna hatte die Augen jetzt wirklich aufgetan und sah in Einharts Blick und hing sich auch gleich

mit ihren nackten Armen an ihn. Denn Einhart hatte nicht mehr von der Stelle gekonnt, in seinem Verlangen, die Schlafende zu ergründen.

„Ach, mein Geliebter!“ flüsterte Johannas erschrockene Stimme, traumbenommen und sanft flehend, und sie hing sich an ihn, verworrenen Haares, aus der Bleiche ihres geängstigten Lebens so inbrünstig aufweinend, als wenn Einhart jetzt gekommen wäre, ihr die Zauber, die er um ihr kleines, lustiges Leben gewoben, wirklich herunterzureißen.

In Einhart war ein Kampf. Eine widerwillige Blutwelle ging in ihm, die seinen Blick zu ihr starr und weh machte.

„Sinne nicht!“ schluchzte Johanna hastig. Und sie hatte sogleich seinen Kopf an sich und an ihre weiche Brust gepreßt, indem sie Einhart mit aller Gewalt festhielt.

„Sinne nicht!“ flüsterte sie leidenschaftlich. „Es kann besser werden! Laß uns bald fortgehen!“ redete sie in Überstürzung von allerhand Bekenntnissen. „Auch du hast es mit verschuldet, selber,“ sagte sie weinend. „Du hast mir zuerst den Satan gezeigt, und meine Neugier geweckt. Und hast mich nie

zurückgehalten!" „Mir grauſt vor den harten Lüften!" weinte ſie kläglich. „Geliebter, ruf mich noch einmal zurück! hilf mir, hilf mir!" bat ſie und rang ſie. „Ich will wieder werden, was ich durch dich geworden war. Ich will meine Schönheit wieder haben! ich will meine Schönheit wieder haben!"

Einhart war ſo einfachen und ſchlichten Anſchauens, daß er nie dachte, daß die verklärende Liebe der Seele des Andern wirklich eine Elle zuſetzt und ſie erhöht über alle, die von dem Geheimnis nichts wiſſen. Deshalb, wie Johannas Selbſtanklage ſo über ihn herfiel, konnte er nichts als verlegene Güte ſein. Er war ſanft, wie Moſes vor Gott. Er ſah durchaus nicht heiter aus, obwohl er doch lächelte. Er wußte es jetzt, was es hieß, dieſe Verzweiflung. Auch in ihm blutete es. Auch in ihm wollte eine Stimme furchtbar aufſchreien, wie der reißende Sturm, der Äſte und Blätter tummelt. Es war nichts Ruhiges in ihm. Und doch ſtreichelte ſeine Hand die weißen Hände und die weiße Stirn Johannas.

Einhart wußte: die Frühlinge der Seele kommen ſelten. Und wer kann ſie halten? Er wußte, daß Johanna jetzt eine nackte Büßerin ſich wand nach

einem ewig Verlorenen. Und er begann ſanft und treu in ſie hineinzutröſten mit leiſen Worten und ſie in ſeine Arme ſanft einzuſtricken. Er begehrte auch nichts zu wiſſen weiter. Er redete nur ganz zum Beſinnen. Er war ſo weit gekommen, in alles einzuwilligen.

„Wir gehen fort," ſagte er. „Wir gehen ans Meer."

Er war, wie ſie dann ſchon ruhiger erwogen und beſprachen, in ſeiner Art und Sachlichkeit ſo töricht, gar den alten, lieben Ort neu in Ausſicht zu nehmen.

„Nein, nein! um nichts in der Welt dahin zurück," brach Johanna, noch einmal ganz in die Erſchütterung zurückſinkend, aus, „wo alles begonnen. Dort wird mich jeder Stein und jeder Aſt treffen und ſchlagen. Alles wird mich erinnern und zermartern. Ich werde nicht mehr am Meere ſtehen können, wo der Bann mich blutig gegriffen." Der Gedanke daran brachte Johanna geradezu in einen Zornesausbruch und eine wahre, reißende Inbrunſt, daß ſie Einhart noch leidensvoller wieder beſchwor, ihr zu vergeben, ſo daß ihre Verſicherungen der Liebe kein Ende fanden.

14

„Eigentlich müßten wir uns nach guter Mannesart ſchießen, mein lieber Poncet!“ ſagte Einhart lächelnd. „Aber Leidenſchaften muß der Künſtler wohl oder übel doch einmal anerkennen. Schließlich muß er davon leben,“ lachte er, „wenn ſie einen unter Umſtänden auch verbrennen oder zerbrechen.“

Einhart und Poncet beſprachen ſich mit Offenheit, erwogen das Sinnloſe des Haſſes oder auch nur Vorwurfs in ihrer Lage, und daß darin die Entſcheidung Johannas allein der Sinn wäre, um den es ſich handelte.

„Johanna hat ſich entſchieden,“ ſagte Einhart zu Poncet, als er zuerſt bei Poncet eintrat. Und er ſagte es noch ein paarmal dann. Und als die beiden von Poncet begleitet am Bahnhofe eine Weile noch vor dem Kupee ſtanden, wußten und fühlten es alle drei.

„Johanna hat ſich entſchieden.“

So hatte auch Poncet in Gegenwart Einharts Johanna, die mit blaſſem, ſcheuem Geſicht vor ihm ſtand, die Hand zum Abſchied gereicht.

Der Sommer am Meer verging wie ein hege-

richer Tag, den milchige Dünste trüben. Man sah nie das volle Licht. Trotzdem lebte man freundlich, ja froh, kann man sagen. Hoffnungen schwammen nicht wie weiße Schäfchen am Himmel. Die Heidehügel erinnerten an viel ernste Dinge. Aber die schliefen im Blute jetzt. Die Arbeit brachte Ruhe. Johanna war unglaublich sorglich für Einhart. Einhart empfand ihre Güte, und daß sie den Gram wollte vergessen machen.

Man hatte sich bei einem alten Kapitänspaar eingemietet. Vor dem Hausgarten ragte wieder ein verwittertes Holztor im Bogen. Darüber blühten auch hier Heckenrosen. Johanna konnte jetzt stundenlang einsam sitzen, einen Rosenzweig in Händen, auf den sie beständig niedersah. Ihr Dunkelblick schien weich und kindlich. Vieles war hingegangen. Sie wollte nicht zurückdenken. Man badete jetzt nicht mehr wie im Paradiese. Einhart trieb Kurzweil und versuchte aus dem Ernst manchmal herauszukommen. Keiner gestand es sich ein, daß etwas in dieser Zeit wie verweht schien.

Einhart war eifriger wie je. Er unterhielt sich oft mit dem Kapitän. Er spürte Seemannszauber und allerhand Meersagen nach. Der Alte wußte

mancherlei. Er erzählte von Meerfrauen, und daß manche von ihnen in Meervögel verzaubert wären. Er sagte auch, daß alle Meervögel eine ewig sehnsüchtige Seele besäßen, und daß immer ihre Rufe sehnsüchtig klängen.

„Ja, was ist Sehnsucht?!" sagte dann Einhart, sehr ins Nachsinnen verloren, den des Alten Weisheit innig entzückte.

„Ja, mein lieber Herr Malersmann," erwiderte dann der weißbärtige, breitbeinigstehende Kapitän, „wie soll ich Ihnen das wohl erklären? Sehen Sie, wenn ein Mensch nicht Sehnsucht hat, ist er eben ein langweiliger Schmerbauch," sagte der Alte listig und zog dabei seine gelbe Weste straff, um seine zähe Leibesgestalt zu zeigen. „Ich bin immer hübsch mager geblieben. Und hatte immer brennende Sehnsucht nach tausend Dingen draußen. Nun gar, wo ich nicht mehr zur See fahre. Brennende Sehnsucht! Was Sehnsucht ist, wollen Sie von mir wissen? Sehnsucht, das ist überhaupt der Lebenstrieb sozusagen. Sehnsucht — — ja — — das ist überhaupt die Begierde nach dem wahren Leben. Sehnsucht, das ist das einzige Zeichen, daß man noch nicht erstarrte, sozusagen! Na überhaupt,

wer wohl ſagen könnte, was Sehnſucht iſt?" ſagte der alte Jens mit Nachdruck.

Aber Einhart begriff trotzdem, was Sehnſucht iſt. Johanna begriff es auch. So ſtanden ſie oft unter dem Holzbogen und den hängenden Roſen, die den ganzen Juli und Auguſt blühten.

Und wenn ſie mit dem alten Kapitän im Segelboote gegen Abend auf die ſpiegelnde See hinausfuhren, fühlten es beide heimlich noch mehr. Es war ein wahres Entzücken für Johanna und Einhart, ſo hinzuſchießen über das drängende Wogenſpiel in die hereinſinkende Sternennacht. Man hatte die Augen weit in die Ferne und hoch in die Nacht gewandt. Man ſah nach rückwärts die ſilbernen Flutgarben rieſeln. Man lehnte ſich im Teerkittel an die Bootsplanke zurück, weil das Fahrzeug jenſeits faſt ins Waſſer ſtrich. Man ſprach kein Wort. Man hörte die Wellen rauſchen und gluckern und zerberſten. Und manche Woge kam unſchuldig drängend heran, ehe ſie mit Gewalt an Einhart und Johanna heranſprang. Daß man das kleine, ſchluchzende Lachen Johannas mitten in das Waſſerſchäumen hörte.

Einhart hatte dann wohl einen Schmerz heimlich

dabei, weil das Lachen noch immer klang wie früher. Nur daß es jäher abbrach, wie sich ebenfalls an etwas Vergangenes erinnernd. Es war eine Zeit, die halbgefühlt forteilte. Und die Sehnsucht ging und kam ungesehen.

Dann kam es auch, daß Johanna am Ende dieser Zeit zu kränkeln begann. Sie war ohnehin immer sehr zart. Und die allzu kräftige Luft am Nordmeere hatte ihr zuerst schon den Schlaf geraubt. Einhart war sehr böse immer, daß sie nicht gleich alles tat, um zu Schlaf zu kommen. Aber sie war darin unverständig wie alle Frauen. Und sie hatte also die kleinen Mittel, die er manchmal anwandte, um zu große Regsamkeit einzuschläfern, immer noch bittend ausgeschlagen. Bis auch große Appetitlosigkeit und eine nicht ganz natürliche Sanftheit kam.

Johanna war gegen das Augustende wirklich in einem Zustande von Schwäche. Auch ein leichter Husten plagte sie. Einhart versuchte jetzt alles mögliche. Er ließ Früchte und Leckeres kommen. Auch Frau Kapitän Jens, die an einige Heilmittel felsenfest glaubte, versuchte zu helfen. Sie hatte sogar einen alten Fischersmann mit einer mächtigen

Hakennaſe und Lederbacken voll harter Stoppeln und harten, langen, ſchwieligen Händen zum Beſprechen der Krankheit einmal heimlich und ſehr feierlich an Johannas Bett treten laſſen. Nichts hatte geholfen. Der Sommeraufenthalt endete ſchlimm. Man konnte mit knapper Not in die Stadt zurückfahren.

Der Brief Einharts an Poncet, worin er ihr Kommen ankündigte, klang ſchon ſehr ſonderbar. Einhart ſchrieb, daß er nicht wüßte, was denken? Daß Johanna einfach nichts mehr wäre, ganz und gar nicht mehr Johanna, nur ein Schemen von Johanna, nur ein bleiches, liebliches Schemen.

Nun, wie ſie dann ankamen, Johanna in viel Kiſſen gebettet, da ſah auch Poncet, daß es die einſtige Johanna nicht mehr war. Sie lächelte ihm ſehr freundlich zu. Sie reichte ihm die kleine, welke Hand wie einem guten Freunde. Poncet war ganz nur Güte und Erſchrockenheit, und ſeine Art jetzt hatte Wahrhaftigkeit genug. Das ſah Einhart.

Und Einhart war kein Menſch, der ſich dünkte, Sünden vorwerfen oder vergeben zu können.

„Wir alle begehen ſie, ein jeder auf ſeine Weiſe.

Und vergeben tut ſie der Tod und das dahinter," ſagte er.

„Eine Schuld gegen mich, lieber Poncet!" ſagte Einhart, wie Poncet ſich noch einmal wieder vor ihm allein ſeiner langen Heimlichkeit wegen anklagte. „Das Aufrichtigſein! — — ja, ja! — — wenn das immer ſo einfach wäre, und die Seelen nicht doch manchmal wie harte Mauern. Aufrichtigkeit! natürlich — ſehr ſchön! es iſt immer eine hohe Forderung. Eben weil ſie oft gegen manche mächtigeren Umſtände vergeblich ſtreitet."

So hatte Einhart tatſächlich alles Vergangene noch vollends gegen Poncet in Vergeſſenheit gebracht. Und Poncet und Einhart waren wieder Freunde, und wie Freunde um Johanna. Und Johanna ſaß bleich und abgemagert in ihren Betten, hatte ihre Eulenaugen jetzt wie eine kleine Hungrige aufgetan und konnte beide manchmal aus einem langen, lautloſen Inſichſein plötzlich ſeltſam anlächeln.

15

Einhart ſchaute die Seele der Dinge. Und er kannte keine Gebote und keine Verſchuldungen. Er ſagte es immer wieder, daß die Seele der Dinge alles Geheimnis einſchlöſſe, unbegrenzt und frei. Und daß nichts weit und grenzenlos bliebe, auch im Menſchen, wenn nicht ſeine Seele.

„Das iſt ein großer Geiſt," konnte er von dem oder jenem ſagen, der ſich in der Kunſt ausgeſprochen, „und eine kleine Seele."

„Der Geiſt iſt immer Sklave," ſagte er. „Die Seele iſt das Ungebundene in uns und überall."

Er ſagte auch: „Dein Geiſt und deine Entſchlüſſe und dein Wille und was weiß ich? flattern wie Möven ängſtlich, und halb eigen, halb von irdiſchen Winden getrieben, über das große, freie, unbegrenzte, wogende Meer ‚Seele'."

Und er lächelte auch immer und ſagte: „Wo wir Schauenden und Schaffenden es ſchöpfen ſollen? Dort, wo die großen Ahnungen anwogen und unſere Ufer bedrängen. Und wer könnte wohl ſagen, welche treibende Woge?"

„Seele" ſchaute er. „Die Welt iſt Seele," ſagte Einhart. Er philoſophierte aus ſeiner Herzſchau.

„Die Welt iſt Seele. Nicht, wie die Alten geſagt: die Welt iſt Vernunft.“

„Gar nicht Vernunft iſt ſie,“ ſagte Einhart. „Nun gar das, was wir mit dem Gran Rechenſinn, dem Verſtande, können und erkennen. Dieſe Triebe ſind die ſchlimmſten Flüchtigen, die begrenzter noch wie Möven und kleine Seeſchwalben flattern, nur hinſchießen auf den Biſſen und dann verjagt ſind, morgen ſchon andere.“

„Nichts dergleichen!“ ſagte er, „nur Seele! das weite, tiefe, wogende Meer. Die große, grenzenloſe Flut. Auch in uns iſt Seele allein die Kraft und allein die Erneuerung. Wenn wir von unſeren Erſtarrungen uns wieder jung waſchen wollen, wohin ſollen wir tauchen? In unſere Seele.“

Einhart erſchaute ſich immer mehr das mächtige, reiche Unbekannte in ſich und der Welt, aus dem alle Frühlinge wie eine flüchtige Phantasmagorie auftauchen, und alle Schönheit in Leib und Auge, und alle Liebe ins Blut.

Und Einhart ſchaute Seele und war Seele.

Das konnte man in der Zeit erleben, wo Johanna in dem Winter daheim ſich ganz und gar nicht erholen konnte. Auch Poncet hätte es jetzt

voll begriffen, wenn er es nicht ſchon gewußt hätte. Poncets Organ war gemeinhin immer das Wiſſen, womit er ſich viele Menſchen und Dinge ſcheinbar nahe brachte, und das Einhart tatſächlich nicht kannte. Aber Poncet liebte jetzt die Weiſe, wie Einhart mit der Seele der Dinge und der Menſchen umging. Poncet hatte längſt auch angefangen, ſich zu ſehnen, ins Meer der großen Ahnungen einzutauchen und aus aller engen, irdiſchen Notdurft heraus dem urſprünglichen Quelleben ſich zu nahen.

Einharts Weſen war in dieſen Wintertagen voller göttlichen Frohſinns. Er hätte können auch traurig ſein, ergriffen von dem Anblick Johannas. Johanna war bleich wie ein zarter Engel. Sie huſtete viel. Ihre Hände waren wie weiße Hände einer Heiligen. Ihr Lächeln war ein wunderſames Aufflattern, körperlich ſchwach und gebunden, wie ein verſchlafener Falter im Winter, der, vom Sonnenſtrahl aufgeweckt, haſtig flattert, nicht um zu fliegen. Aber Einhart war nicht traurig.

Johannas Bett ſtand im Atelier faſt mitten. Sie ſaß in feinen Kiſſen, weiß in feine Spitzenleinen gehüllt. Ihre Eulenaugen waren im bleichen Geſicht noch tiefdunkler und ſehr groß. Und man

fühlte, daß ihre Seele viel ruhelos ſchweifte. Eine große, unbegrenzte Frage ſprach aus ihrem Augenglanz. Die Wangen waren abgezehrt. Der Mund roſig und blank. Wie Perlen die kleinen, jungen Zähne. Und das Lachen oft nur abgeriſſen, jäh. Wenn auch die Seele aus den Augen noch für ſich lange wie verlegen zu lächeln ſchien.

Einhart lachte zärtlich um das Bett herum. Er mußte ſeine Staffelei ſo ſtellen, daß Johanna alles ſah, wenn ſie neu aus ihrem Hindämmern die neugierigen Blicke auf der Leinwand ruhen ließ. Das war durchaus ihr Wunſch. Einhart malte jetzt allerlei Schalksgeſchichten voll bunten Lebens.

Und wenn Poncet hinzukam, ſtand er oft lange neben Einhart ſtumm. Als wenn er es erhören könnte jetzt, ſo deuchte es ihm, wie in Johanna die Möven und Seeſchwalben der Wünſche und des Wollens immer noch hinflogen über eine weite Wogenwelt, nur jetzt rein geworden, wie aus der Göttin Händen aufgeflogen.

Einhart war immer arglos heiter auch vor Poncet. Nur wenn der Arzt kam, begannen ſich in den fragenden Augen Einharts tiefe Angſte zu erheben. Aus ſeinem Dunkelblick konnte es auch wie

Trotz manchmal aufspringen, wenn Johanna schlief, und er mit Poncet allein einen Augenblick die Zukunft ermaß. Da war Härte und Anklage in jähem Aufwallen und Verwünschung um eine hinschwindende Seligkeit in ihm flüchtig lebendig, mit ängstlichem Sorgenblick nach der Schlafenden hin.

Poncet war in solchen Zeiten der Tröstende. Er log dann sogar. Er meinte noch immer, daß der Frühling es bringen könnte, was der Winter versagte. Poncet erwies sich in der Zeit als Freund. Er, in dem immer noch nicht die Schuld ganz getilgt war, daß sie manchmal in ihm heimlich aufbrannte und sein Wesen in eine fremde Sanftheit in dem leise durchatmeten Raume wandelte.

Einhart sagte oft zu Poncet heimlich: „Ist Johann nicht schon wie eine Vergessende? Rein und grenzenlos? Ihr Lachen klingt mir manchmal, als wenn es von jenseits des Meeres noch zu mir dränge. Ich könnte weinen und lachen zugleich, wenn ich es höre. Ich könnte beständig sitzen und harren auf diesen überwindenden Laut."

So war es. Johanna zog schon hinaus. Sie zog schon mit hohen Masten auf dem weiten Meere und konnte ferne sehen und tief hinein ins eherne

Klare. Sie war nicht zurückzuhalten. Es konnte wie ein Prunken hart aus ihren Worten die Wahrheit gehen. Und wie ein Festzug aus ihrem Gefühl ihre Losgebundenheit von allem. Obwohl sie immer leise und lieblich sprach, nicht laut. Solche seltsame Gehaltenheit drang aus ihr auf. Aus ihren Träumen manchmal, auch aus bloßen Träumereien oft, die Einhart und Poncet gleich unbarmherzig anrührten wie eisige Geschenke.

Und ſolche ſonderbare Zeichen kamen immer mehr. Johanna war gegen den Frühling viel wach mit weiten Augen. Sie redete viele Dinge ohne alle Scheu. Das war für Einhart allmählich noch eine rechte Prüfung.

Wenn Johanna Einharts Hände manchmal in ihre ſchlanken, bleichen, kaum noch ſchweren Hände nahm, ſann ſie allerlei Geheimnis nach, beſonders dem Laufe ihres eigenen Lebens. Sie war in ſolchen Momenten eigentümlich ſtreng. Sie fragte dabei nach niemand, der hinter ihren Erkennungen zurückblieb.

Einhart hatte jedesmal, wenn in Johanna ſolche Anwandlungen aufkamen, ein Gefühl, wie wenn eine ganz Unbekannte und Fremde vor ihm läge. Ihre Hände hielten ſich bleich und heiß in ſeiner Hand, und die Pulſe hämmerten ſichtlich in den feinen, weißen Schläfen.

Einmal hatte ſie zu erzählen begonnen und hin und her zu ſprechen von Poncet.

„Am Meere hat es begonnen," ſagte ſie ganz hart.

Einhart hatte nur gedacht, daß ſie die Krankheit meinte.

Wie sie es an Einhart merkte, weil sie jetzt außerordentlich schwach war, daß er die Worte nur gleichgültig hingenommen, versuchte sie lauter und deutlicher zu sein.

„Nicht doch!“ sagte sie ein wenig unwillig. „Ich meine das Jahr vorher! Die Nacht! Ich meine doch die Nacht, wo du mich einsam am Meere gelassen. Wo du auf den Felsen stiegst, um zu malen. Wo ich mutterseelenallein auf dem Dünenhügel stand und dann ans Meer ganz nahe herantrat, wo die tausend Blutzungen nach mir leckten.“ —— „Hu!“ sagte sie noch, wie sie eine Weile geschwiegen.

Einhart wußte noch immer nicht recht.

„Du kannst es mir glauben, daß es erst damals begonnen!“ sagte Johanna jetzt ganz eindringlich.

„Ja, ja, an den Abend erinnere ich mich,“ sagte Einhart beteiligt. „Ich weiß schon. Wo ich die Skizze in Purpurfarben malte und dann zu dir ans Meer kam.“

„Nein, nein, du kamst nicht. Du kamst ewig nicht. Das war es. Das düstere Meer war unsäglich in seiner Pracht. Unsäglich in seiner herandrängenden Begehrlichkeit!“

„In einer gräßlichen, blutigen Begehrlichkeit,“

ſagte ſie in ſich hinein fröſtelnd. „Alles war blutig und eintönig herandrängend und eindringend. Ich wäre ſchließlich doch zu dir geflohen, wenn mich nicht jemand im letzten Aufſchrei der Seele gegriffen und meine Lippen lebendig geküßt hätte, bis ich wieder eine Menſchenſeele ganz fühlen konnte. O!“

Einhart war ganz ſtumm geworden.

„Einhart,“ ſagte Johanna, „wußteſt du das?“

„Nein,“ ſagte Einhart.

„Sei mir nicht böſe, Einhart!“ ſagte Johanna zärtlich.

„Damals war ich noch geſund,“ ſagte ſie in demſelben Tone.

„Du dachteſt nie an ſolche Not,“ redete Johanna dann lächelnd weiter. „Du warſt immer nur aufs Verklären aus. Auf die Arbeit. Auf die Kunſt. Poncet ſtand hinter mir.“

„Ja, wer kann ſagen, warum es mir ſo ſüß dünkte, dich zu betrügen mit ſeiner Liebe?“ ſagte ſie flüchtig hin.

„Ach, Johanna!“ ſagte Einhart.

„Weißt du. Betrügen iſt ein dummes Wort,“ ſagte Johanna heiter. „Nein, nein, das kann ich dir mit aller Beſtimmtheit ſagen, daß ich Poncet

beſtändig erſehnt und begehrt hatte. Meine Seele hatte ihn an dem Abend ohne Namen tauſendmal gerufen. Er hatte gar keine Schuld. Nicht die geringſte. Ich hatte ihn gerufen. Wie ich dieſe wunderſamen Düſterniſſe anſtaunte, die mich blendeten und gräßlich ſchreckten, hatte ich nach Einem gerufen, der wie ein Räuber furchtlos ſein, mich ſtark anfaſſen und mich ſicher forttragen würde durch die tauſend züngelnden Höllenfeuer. Mich! Mich! Mich!"

Johanna ſchwieg lange, ehe ſie leiſe lachte.

„Ha, ha, ha, ha, damals war ich noch geſund," ſagte ſie vor ſich hin.

„Poncet mußte mich gehört haben. Mußte es gehört haben, daß ich beſtändig ſo gerufen hatte. Er ſtand zu rechter Zeit hinter mir und preßte ſeine heiße Glut auf meinen verbleichenden Mund und hüllte ſeine Seele wie einen Mantel um meine Seele."

„Ja, Einhart!" ſagte Johanna leiſe.

Dann redete Johanna noch leiſe Worte.

„Deshalb war ich immer heimlich an Poncet gebunden in allen Ängſten. Du haſt mich damals nicht gehört, Einhart. Du kamſt viel ſpäter," ſagte

sie ganz zärtlich, und als wenn sie nichts gesprochen hätte als arglose Dinge. Sie ließ auch Einharts Hände nicht los. Sie zog die Hände an ihre weiche, fast vergangene Brust. Einhart sah heimlich erschüttert ins Auge dieser wunderlichen Erzählerin, die unter ihren Lebensgeheimnissen hinwandelte und alle verhangenen Bilder in den Sälen ihrer Erinnerung wie gleichgültig enthüllte.

„O, du," sagte Johanna einmal ganz plötzlich, „glaube mir, Einhart, du und Poncet seid aus zwei verschiedenen Himmelsstrichen. Du konntest mir nie zu Hilfe kommen. Aber einmal wird sich dein Kreis auch vollenden," sagte sie seherisch. „Wer weiß, auf welche Art?"

Zu Poncet war Johanna immer gleich sanft. Aber sie redete jetzt, wo ihre Kräfte mehr und mehr abnahmen, zu ihm nichts Sonderliches. Und ihre Kräfte nahmen wirklich sehr ab. Rapide sogar nach den Aprilwettern.

„O! Einhart! Einhart! Einhart!" rief sie einmal plötzlich klagend und starrte vor sich hin, mit einem Blick, der kaum zu erwecken war.

„Was ist dir, Geliebte?" hatte Einhart ihr zuspringend gerufen, den der Klang tief erschrocken hatte.

Aber Einhart kannte jetzt das Geheimnis. Denn alle Dinge sind in dem Schauenden, wenn ihm ihre Seele auch nur einen Hauch gab. Aus solchem Hauche wachsen sie auf in ihm zu klarem, vollem Bilde und Leben. Er sah jetzt alles, wie es immer zwischen Johanna und Poncet gewesen war. —

Eines Tages stand Einhart, Johanna beobachtend, stumm am Bette, wo auch Poncet saß. Der Puls Johannas war schwach und klein. Johanna hatte garnichts mehr gesagt. Den ganzen Tag war sie zu schwach gewesen. Nur als Poncet ins Zimmer gekommen, hatte sich Johannas Auge ein wenig aufgetan und dann lange nach ihm hingewandt. Der Husten hatte sie noch geplagt, aber verhältnismäßig gering gegen sonst. Und sie schien danach eine Weile auch wieder ganz ruhig und wie im Traume Zärtliches mit einer murmelnden Lippenbewegung auszudrücken.

Dann hatte sie mit großen Augen plötzlich aufgeblickt.

Da, wie Einhart so in die bleiche, ersterbende, aufstarrende Johanna hineinsah, erhob sie sich immer höher und mit dem weit aufgetanen Auge, wie wenn eine Nachtwandlerin aufstünde, allein dem

Monde noch zugewandt und ganz dahin gerichtet, woher ihre Seele jetzt noch Licht gesehen. — Und jetzt tastete sie mit zitternder Inbrunst nach Poncet, seinen Namen mit letzter Seele flüsternd, suchte und suchte sich an ihn zu drängen, seine Lippen heiß und verzehrt zu erreichen und mit dem letzten Atem der Sterbenden sanft anzurühren. —

Dann lag Johanna zurückgesunken, nur noch ein Hauch, nachdem sie darnach einen langen, tiefen Atemzug getan, der nicht zu enden schien. Sie hustete nicht mehr. Alle Unruhe und Krankheit schien von ihr genommen. Die Augen abgewandt, doch leicht aufgetan. Nach niemand hatte sie mehr gerufen. Nichts mehr begehrt. Man hatte ihr die trockenen Lippen ein paarmal mit Wein genetzt. Die Hände lagen still wie Blumen. Nach niemandem mehr hatte sie sie ausgestreckt.

Poncet und Einhart, die beide wie erstorben aussahen und fröstelten, merkten bald, daß sie vor einer Toten standen. Johanna hatte Leid erfahren, Sünde gelebt und Glück. Die Tote begann lächelnd auszusehen und wie frei schwebend. Einhart bebte. Poncet staunte in die Augen, die noch immer offen standen und doch jetzt leer schienen.

„Drücke ihr die Lider zu!“ ſagte Einhart beſtimmt, aber verhalten. „Nach dir hatte ihre Seele immer verlangt.“

Die Freunde umarmten ſich und ſtanden dann noch lange ſtumm verſunken vor Johannas Totenbett.

Fünftes Buch

1

Es iſt lange her.

Die Zeit ſteht nicht ſtill, und der die weichen Flügelſchläge ihres Wehens nicht achtet, auch nicht.

Und es gibt tief im Menſchen Einſamkeiten, wie ferne Öden, darin der Menſch ziellos umirrt. Und die draußen ſehen ihn, und nennen ihn doch noch immer mit demſelben Namen. Es gibt tief in ihm eine Welt der Trauer, wie in Schemengewändern gehen darin Rätſel um, ewig iſt der Blick gebannt in dem Kommen und Verwehen derſelben Düſterweſen, und nach außen blicken noch immer dieſelben Augen mit einem Lächeln voll Güte und Einfalt, das wie bekannt deucht, und doch nur wie eine Maske eine ganze Welt Verwüſtung und Trümmer verhüllt, wo kein goldenes Götterbild ragt, die Säulen zerborſten, die Tempelſtufen umwuchert ſind, und das Dach von Geiern umkreiſcht und den Stürmen aus den Tiefen der Sehnſucht offen.

Auch in Einhart war es ſo, daß die Geſchehniſſe und Dinge der weiten Erde lange nicht den ſchrillen Laut eigener, einſamer Stille, das Wehen und Jagen der Rätſelgeſichte, übertönen konnten.

Daheim war Einhart trotz allem immer ein ſüßes

Wort. Auch daheim war jetzt verhallt, wie eine Saite, die gesprungen.

Herr Geheimrat Selle war nicht mehr. Die Schwestern hatten geschrieben. Aber ehe Einhart herzukommen konnte, war es mit dem letzten Atemhauche des Herrn Selle am Ende gewesen.

Nun hatte Einhart nur erst unter einigen Verwandten gestanden, die ihn ganz fremd dünkten: Männer der Praxis, einer ein Richter und einer ein Fabrikant, und einer ein Arzt, und einer ein Geistlicher. Und wie wunderlich! alle auch untereinander fremd. Keiner dem andern als nur mit feinem Wort und gewohnter Höflichkeit eine flüchtige Minute durch Blick und Gebärde verbunden.

Nur die Frauen dieser Männer erkannte Einhart wieder. Sie waren alle Mütter geworden.

Die Männer alle sahen Einhart mit Bevorzugung an.

Auch Rosa, die außermaßen sanft war, rund und behaglich schien, streichelte Einhart.

Alle waren für sich und doch auch angesichts der Trauer liebevoll und mit leisen Tönen.

Einhart war in einer sonderlichen Entartung aller Gewohnheit. Der Kreis Männer und Frauen in

dem Trauerhauſe, darin auch ſeine Jugendgefühle einſt umgegangen, erſchütterte ſein Lebensgefühl, wie ſelten etwas. Einhart konnte ſo ſcheinen, als wenn unter all den trauergeſchäftigen Menſchen, Müttern und Vätern und den Kleinen, die längſt jetzt unter ihnen heranwuchſen, und die alle in Dunkelkleidern herumſtanden und huſchten, er allein ragte, wie ein dunkler, ſtummer Schmerz, der aus fremden Augen lächelte. Gar nicht anders war Einhart. So erleſen und ſchlank und gehalten. Und wenn er einen anſah, ſo ſcharf faſſend mit Blick und Sinn er auch daſtand.

Einhart war innerlich dem unruhigen Treiben um ihn völlig abgewendet.

Als der Tag der Beerdigung herangekommen, war Einhart nicht zum Weinen und Wehklagen, weder im Vaterhauſe am Sarge, noch am Grabe erſchienen.

Der Mann Katharinas, der Geiſtlicher war, hatte eine tönende, klagende Feier in dem Sterbezimmer begonnen. Katharina, die ſtreng und fromm geworden, hatte Geſänge des Leides ſelbſt zuſammengeſucht. Das Haus widerhallte von Wehmutsliedern. Die Tränen aller rannen. Und einer

jeden dieſer zerriſſenen Seelen war unterdeſſen unbegreiflich geworden, daß Einhart nicht unter ſie getreten war.

Auch dann nicht, wie man den Sarg aus dem Hauſe und weiter in den Gräbergarten hineingetragen.

Es war Herbſt. Die braunen Blätter trieben ſanft um die ſchwarzen Kleider und wehenden Flöre. Goldene Fäden fingen ſich überall. Die behaglichen Muttergeſtalten Katharinas, Emmas, Roſas und Johannas, eine jede ſah ſich voll Schmerz und doch heimlicher Verwunderung auch während der tönenden Worte, die ſchrill in die milchige Dunſtluft des Herbſtes und in die dunkelgrünen Zypreſſen am Grabe klangen, nach Einhart um.

Einhart war nicht zu entdecken, ſo daß man, wie man dann ohne den Toten heimgekommen war, ganz irdiſch, mit kaum noch freundlichem Vergeben, ein wenig ungehalten redete.

Man wartete dann auch am ſpäten Nachmittag unter den ſchwarzgekleideten Verwandten vergeblich auf den einſam fremdartigen Einhart.

Einhart ſtand noch immer jetzt draußen in Friedhofsnähe, als die Sonne ſchon tief hinabſank.

Die Luft ſchwamm in ſanften Rubinfarben. Die Zypreſſen ragten längſt ſeltſam ſchwarz.

Einhart hatte alle Schuld neu gefühlt, die der Einſame an denen begeht, die ſich nach ihm ſehnen. Etwas von dem Sondergefühl heißer Begierde, noch einmal zu der Seele des Toten zu kommen, hatte er empfunden, als er in ſeines Vaters Totengeſicht geſehen. Etwas von der ganzen Klarheit, daß darin ihm, dem einzigen Sohne, viel Liebe ewig verborgen gewohnt, hatte ihn angefaßt mit unbegreiflicher Kraft.

Da war es geweſen, daß er plötzlich ungeſehen hinausgewandert aus dem Trauergetümmel, und daß er in dem fernen Eichwalde geſtanden, und nicht recht aus Netzen und Schleiern, die der Tote um ihn geſponnen, mit denen ihn der Tote mit ſich zog, herausgekommen.

Und wie nun die Erde eine weite Herbſteinöde mit blanken Goldgeſpinſten über den Stoppeln dalag, darin mitten der Garten der ewigen Schläfer roſig umfloſſen dunkel ragte, da hatte Einhart ſich endlich wie in ſinnloſem Triebe herangemacht, eilig zur Grube, die jetzt ein Totengräber mit magerem, grauem Stoppelgeſicht zuſcharrte, hatte ihm, dem

lächelnden Alten, selber ein wenig mit scharfem Augenglanz lächelnd, das Grabscheit aus der Hand genommen, sagend, daß er der Sohn des Toten wäre, hatte den Alten geheißen und mit einem Geldstücke bewegt, ferne zu gehen, und hatte mit eigener Hand Schaufel um Schaufel auf den Sarg zu werfen angefangen. Und als wenn er allein dem Toten der rückbleibende Hüter und Sorger wäre, ihn sanft und klar in die tiefe Sandhöhle zu betten, worein nicht Sonne noch Mond mehr scheint, hatte er die Erde über dem Sarge wachsen gesehen, und den Erdhügel ins Abendlicht getürmt.

Einhart stand dann lange. Die Schweißtropfen rannen ihm ums Auge. Keine Träne fiel. Die Stirn war glühend heiß. Der Blick eilig und innerlich. Einhart war kein feiner Herr jetzt. Er hatte den schwarzen Rock an den Zaun gehangen und stand in Hemdärmeln, wie ein Arbeitsmann auf das Grabscheit sich stützend.

Es war ganz einsam in dem Gräbergarten.

Auch der alte Gräbermann traute sich nicht heran.

Als Einhart endlich wieder die Kühle des Abends wehen gefühlt, war er in innerem Schauen

achtlos fortgehaſtet über die verbleichenden Felder, gleich hin zum Bahnhof und zurück an ſeinen Ort.

Es gab eine Aufregung unter den Schweſtern. Wie man Einhart gar nicht wieder geſehen, war man einig geworden, daß man es mit einem unheilbaren Sonderling zu tun hätte. Man war gelinde geſagt durchaus enttäuſcht.

„Die wenigen Male mit uns! und bei einem ſolchen Anlaß!“ hieß es, „und er benimmt ſich ſo!“

Einhart fühlte dann zu Hauſe in ſeiner Arbeitsſtätte wieder auch etwas Liebloſes in ſeinem Handeln. Deshalb ſchrieb er an Roſa:

„Ich bin ein Einſiedler, geliebte Roſa. Und außerdem bin ich ein Menſch, der über gewiſſe Dinge im Leben nie hinwegkommt. Ich ſehne mich immer nach dem innerſten Sinn. Der Sinn iſt ein Geſchenk, der uns wird aus jeder Trauer, wie aus jeder Freude. Aber den Sinn hört nur der, der ganz einig lebt und hinhorcht. Was mir vorgeſprochen wird, tönt mir nur im Ohre, und iſt mir wie ein Lärm, der mich ſtört im Erfaſſen.

Seid nicht böse! Ich hatte an Vater viel abzutragen. Wie wäre das noch möglich jetzt? Aber mit Tränen vor den Leuten erst gar nicht. Ich konnte nur einsam noch einmal fühlen, daß dort unter der Erde einer ruht, der ich selber bin, und für den ich sorgen mußte, selber mit eigener Hand, soweit hier unter uns noch für ihn zu tun möglich war.

Ihr seid auch desselben Blutes. Deshalb werde ich euch immer lieben müssen. Es ist ein uraltes Geheimnis, alt wie die Hügel, alt wie Steine. Ich glaube, das Blut liebt sich selbst. Wer kann sagen, wie alles zusammenhängt?

Ich fühlte unter euch, daß uns das Leben ganz und gar ferne gebracht. Nichts von dem Trachten eurer Seelen, das nicht bei mir verhallte und von mir bei euch. Und doch liebe ich euch, als wäret ihr ein Bilderbuch meines Lebens, und Mutters und Vaters. Ich liebe euch sehr. Ich liebe euch wie ein Kind. Und ich werde euch, wenn ich ein ganz Alter bin, noch lieben, als wäre ich ein Kind."

Das war jetzt Einharts Art und Einsamkeit. Und er arbeitete daheim auch in den Jahren in

derſelben Art, wie er an der Grabhöhle ſeines toten Vaters Schaufel um Schaufel warf, verſunken in den Sinn ſeines Tuns. Und er atmete und ſchaute und ließ die Zeit ungehört gehen Jahre um Jahre.

2

Einhart war jetzt ein Mann von einigen vierzig Jahren. Er ſtand ganz allein, mehr wie je. Ein feiner Herr ging er einher, bekannt unter Freund und Feind wegen der Fremdheit und Eigenſinnigkeit ſeiner Bildwerke und wegen ſeines vereinſamten, eigenſinnigen Lebens.

Eines Winters kam es ihm inmitten ſeiner Farbenträume, inmitten auch der Regſamkeit in den Klubs und Koterien der Stadt, in denen er ſich manchmal beobachtend und herumprüfend blicken ließ, plötzlich an wie einem Wandervogel, alles Bekannte zurückzulaſſen und fortzuziehen. Es waren neu allerhand Zerriſſenheiten in ihm aufgebrochen und vieles von ſeinen Erfüllungen zum Zweifel geworden. Die Menſchen um ihn deuchten ihm zu bekannt in ihren Stimmen und Bewegungen. Und er ſelber dünkte ſich durch ſein eigenes, langes Herkommen eingeſchnürt und ermüdet. Er verlangte den freien Horizont des Lebens zu ſehen, wie es den Wandervogel fortreißt in den Höhenwind. Er wollte weit ausblicken und aus der Höhe hinab, einmal zu ſehen, wo er eine Erfüllung fände, eine Feier, einen Feſttag in die Reihe der eintönigen, ein-

ſamen Wandertage, die ſein Leben jetzt lange hingegangen.

So war Einhart nach Antwerpen gekommen, und wohnte dort am Platz der Grüne.

Hinter den Häuſern des Platzes ragt der Dom. Er überwächſt mit ſeinem breiten Steinleib alle die kleinen Häuſer rings.

Der Regen fiel an dem Morgen, als Einhart vor die Tür ſeines kleinen Hotels hinaustrat. Der Turm ragte dunkelgrau in die graue Märzluft.

Als Einhart eintrat, war es drinnen ſtill, wie im Grabe. Die Düſterniſſe der Niſchen breiteten ſich in Schattendunkel. Die Bilder um den Hochaltar hatten kaum Farben. Eine kaum merkbare Erhellung ging aus den Fenſtern, die gen Morgen lagen, und ſchwebte ſtreifig über den grauen Steinflieſen des Mittelſchiffs.

Einhart war lange dem einſamen Dämmerklang ſeines Schrittes unter den Wölbungen hingegeben. Die graue Schattenweite der kalten Raumtiefen umſpann ihn, wie wenn die Stille darin eine Schönheit wäre für alle Sinne. Die marmornen Altargeſtalten ſchienen ihm lebendige Leiber, ragend, um zu antworten, was ſeine Seele zu fragen begann.

Ein Dom! Ein grauer Steinleib mit Zacken und Dach, Zinken und Türmen. In deſſen Höhle ſich Menſchen drängen mit Gebeten, mit Geſängen, mit Wehklagen, mit Hymnen zum Lobe. Und den jetzt die ewige Ruhe ausfüllte wie mit dem Schlafe aller erhabenen Herrlichkeiten.

Hoch oben begannen ſich die bunten Lunetten der Fenſter am Hochaltar zu belichten mit blauen und goldenen Scheinen. Die Säulen ſprangen aus dem Dämmer lebendiger fühlbar in die Runde. Die Stimmen vereinſamter Beter gaben ein fernes Raunen, ohne daß Einhart ſeinen Blick aus der Höhe zurücknahm.

Ein Dom! Und wahrhaftig in Stein getürmt von Menſchenhand! Und wahrhaftig erſt einmal im Traum geſehen von Menſchenaugen! Das da ſteht, wölbt ſich wie Berge, und gibt ewige, ſtumme Kunde.

Und es kam Einhart ſo vor, als ob er aus den Wölbungen und Säulen und ragenden Geſtalten in Stein, und hinaus in Dach und Zinnen und Türme einen Ruf, eine Anbetung, eine gewaltige Sturmwelle aus Menſchenſtimmen, eine unerhörte Macht der Seele lautlos vernähme. Hier ſchien ihm

ein Leib gebaut, deſſen Seele mehr deuchte, als ſeine Seele, deſſen Stimme bandenloſer aufklang, als ſeine Stimme. Deſſen Gewalt ewig ſtumm und manchmal mit ehernem Munde rufend, ſich belebte, in Stürme und Wolken zu hallen, und ſich in das große Rufen der Gebirge und der Wüſten einzumiſchen.

Graue, kanadiſche Schifferknechte traten durch eine Seitentür unter dem holzgetäfelten Chore, darüber die Silberflöten der gewaltigen Orgel, von Engeln umflogen, ſchwiegen, und trappten langſam und verſchüchtert in die tiefe Stummheit. Das Angeſicht dem lichtdurchſtrahlten Dunkelraume des Hochaltars kindlich ſtaunend entgegen gewandt, warfen ſie ſich auf die grauen Steine nieder, bald auch die Häupter tief dem Boden zugeneigt.

Kanadiſche Schifferknechte, die im Hafen gelandet waren, harte, rauhe Männer. Und doch ſcheu wie das Wild, auch vor dem Erhabenen nur heimlich geängſtigt, weil immer und immer bedroht nicht von beſtimmten Dingen. Sie beteten in ſich eingeſunken auf Knieen die kleinen Gebete um ihr enges Leben. Umhergeworfen in harter Fron, wie Wellen im Meere, hörten ſie nie das große

Rauſchen über den Waſſern, darein ihr graues Leben verſchäumte. Sie baten:

„Hilf uns! Rette uns! Bewahre uns! Bewahre uns ewig für uns! Laß uns nicht aufgehen!“

Der Glanz vom Hochaltar her fiel eine Weile auch auf ſie. Es waren rauhe Seelen, die oft fluchten im Sturmſtreit. Sie waren in Furcht niedergeſunken.

Ein Dom! Wer hört die Symphonien ſeiner Einſamkeit? Wer hört die ſtumme Sprache der Steine, aus der weiten, ewigen Seele geſpeiſt, die einig iſt über unzähligen Menſchenhäuptern und Menſchenwünſchen.

Ein Dom! Kein Kirchenlied! Der ſteingewordene Ruf des großen Chriſt. Auch wenn alle Erinnerung verginge, wird ihn der Steinleib beſtändig rufen. Es iſt ein ſtummer Ruf durch die Zeiten, den die Kanadier noch nicht hören konnten in ihrer Enge.

„Sie werden die Religion der Furcht abſtreifen, wie eine tote Haut. Dann wird die Religion der Liebe beginnen, die jetzt nur aus den Steinen redet,“ dachte Einhart.

* * *

Dann waren draußen Glocken verklungen, drinnen kaum wie ein dumpfes Klagen und Surren vernehmbar. Einhart war neu auf die Straße hinaus gekommen. Er ſtand in ſeiner dunklen Art mit geſchärftem Schwarzauge um ſich blickend. Aus den Häuſern und in den Straßen begannen Maskeraden zu drängen. Der Regen fiel neu. Es dröhnten ferne Pauken. Es ſchmetterten Trompeten von einer Ecke des Platzes. Eine bunte Bande Muſikanten ſtürmte trappend daher, hinter der ſich ein unabſehbarer Schwarm in Narrenflittern und Ritterharniſchen ergoß.

Einhart hatte die Stille des Domes noch im Ohre wie eine nieausgeſungene Feier. Seine blitzenden Augen ſahen jetzt in die bunten Lumpen hinein, in das Getümmel, in Geſchrei und Gelächter.

Der Tag hatte von nun an keine Ruhe mehr. Zu tollem Schwalle drängten ſich allmählich die bunten Scharen. Die Menge wuchs und wuchs. Die Häupter ſchoben ſich wie Wellen im Meer. Die Menge trieb um, wie um Pfeiler an Brücken, Kopf an Kopf, die Münder lachend geöffnet, in beſtändigem Johlen.

Der Dom ragte ſtill. Die Muſikbanden mar-

schierten am Dom vorbei. Die Masken dahinter durchpatschten die Pfützen. Keiner achtete weiter.

„Sie feiern ein Fest," dachte Einhart vielemale und empfand eine Frage.

Die hereinsinkende Nacht sah die Stadt in enger, fahler Lampenhelle. Der Regen rann. Aus Pflastersteinen und Häuserwänden nahe und fern schienen Laute und Lärm, Lachen und wirre Musik ewig zu dringen. Die halblichten Straßen und blendenden Plätze, die unter finsterer Graunacht lagen, die Cafés und die Wirtschaften waren durchstürmt von belustigten Lärmern. Reihen buntumflitterter Weiber gingen in tollen Sprüngen vorwärts, wie in Prozession. Daß ihre Schatten und Bilder in den Pfützen zuckten, und hinter jedem Weibe sein Schatten nachsprang wie der eigene Tod. Tumultuarische Gesänge quollen aus aller Mündern so hart und dumpf, als wenn auch die Schatten traurig hallten. Irgendwoher grollte fortwährend wie sinnloses Pochen dumpfer Paukenschlag durch die Nacht.

Einhart war mit dem Zuge rasender Weiber vorwärts gegangen, die als grünweiße Bajazzi über die blinkenden Pfützen einhersprangen, dem tollsten Paare nach, das den Reigen führte.

Aber dann blieb er in einer Nebenſtraße ſtehen, bis der Lärm ſich vereinzelte und dann völlig verebbte.

Nur zwei junge Frauenzimmer, wie blaue Schwalben gekleidet, tanzten und raſten im einſamen Halblicht ruhelos umeinander, den matten Laut ferner Muſik noch erhaſchend, der irgend woher in dem grauen Straßenſchlund ſich verlor.

„Sie feiern ein Feſt", dachte Einhart vielemale und empfand eine Frage, als er in dem matten Laternenlicht weiterlief.

Aus einer kleinen Schenke dröhnte hart und ſchrill eine Orgel wie von Maſchinen getrieben. Der Raum war eng, in den Einhart hinein ſah. Die Köpfe drinnen ſtanden wie Ähren im Felde. Matroſen, Schifferknechte und lachende, junge Weiber. Man konnte ſich nicht umeinander drehen. Inmitten auf kleinſtem Raume vor dem ſchmutzigen Schanktiſch ſchwang ſich ein ſchwitzendes Paar in Wut und Luſt.

Einhart war in die Nähe des Domes zurückgegangen.

Er witterte empor, ſah auf, erlöſte ſeine Bedrückung inmitten des treibenden Getümmels durch einen Blick in die graue Nacht.

Die finstere Nacht hing tropfend über der Erde, engte die bleichlichten Menschenwege und gab jedem Dinge und jedem Menschen ihr Schattenzeichen. Der Dom lag dunkel aufragend. Die Fenster spiegelten mit blankem Schein wie von Feuer oder wie Silberplatten. Der graue Turm verlor sich in die Nacht. Und aus der grauen Finsternis nieder hallten über die bleichlichten Menschentaumel und das wirre Tosen dumpf und schwer die Stundenschläge.

* * *

Einhart kam später auch nach Paris. Welche königlichen Plätze und Straßen! Daß die Menschheit in bekränztem Reigen durch Triumphbögen und Säulen hineinziehe in die Gärten des Lebens. Da sah er ein Idol hochaufgerichtet über der Stadt. Der Mann mit dem Dreistütz und mit untergeschlagenen Armen, in Bronze ragend, auf einsamer Säule hoch über die Dächer in einsamer Luft. Einhart wußte, daß das der Kaiser der Franzosen war. Der einzige Kaiser. Der heimliche Kaiser noch immer. Der jedem drunten in der hastenden Menge heimlich diese Worte zuflüstert:

„Mensch! Du! Bist ein Kaiser! Sei kühn! Habe Mut! Befiehl! Blicke wie ein Tiger! Alle um dich sind Geängstigte! Sie liegen vor jedem Idole im Staube! Mach dich zum Idol! Vergiß es nie! So tat ich! Nun stehe ich über allen! Das ewige Gleichnis vom kühnen Menschenverächter, vor dem ein ganzes Volk in den Staub sank."

Und Einhart stand auch an dem Sarkophage aus rotem Porphyr, darin die Gebeine des großen Triumphators modern. Er sah die zerschossenen Fahnen seiner menschenmordenden Siege, all die Blutzeichen um ihn aufgestellt. Und die zwölf großen, weißen Engel, die das modernde Gebein bewachen. Und er hörte den Heersoldaten in stumpfem Brüten dort die Reveille trommeln: „Ratataplan! Mensch! Sei kühn! Habe Mut! Befiehl! Alle um dich sind Geängstigte! Rage auf! Du! Kaiser! Einziger! Du selber!"

Und Einhart sah dann auf Straßen und Plätzen in jedes Auge hinein und hörte in jeder Seele nur diese eine Stimme.

Und er stieg auch auf die Türme von Notre-Dame und war wirklich in tausend Zweifeln.

„Die Dome ragen," dachte er, „aber die Chi-

mären treiben ein wirres Spiel um ihre Türme. Und aus der Tiefe rufen uns ſtarke Stimmen."

* * *

In Paris war es, wo er zum Schluß ſeines Aufenthaltes in ein ſtilles, weißes Haus draußen über der Seine eingetreten war. Es liegt hoch über dem grünen Fluß an einem grünenden Hange. Ein Rundbau aus Glas. Licht quillt viel herein. Ein Garten voll Blumen umſchließt ſeine Stille. Dort innen ſtehen in gläſernen Schränken oder auf hölzernen Poſtamenten tauſenderlei Geſtalten aus Ton und Stein. Auf Simſen, offen oder verhüllt, ragt dort der Menſch und ſein ringendes, rätſelgebundenes Leben als ewiges Gleichnis. Dort ſah er Schickſal und letzte Begierden in Steinen ſtumme Sprache ſprechen. Dort flüſtert der Traum im übervollen Flügelmantel der Schlafenden ſein nie erſchautes Geheimnis. Und die verſunkene, herrliche Athena wirft ſich von der Sehnſucht nach einſt erfaßt und mit Tränen aufgeſcheucht über die Trümmer. Dort ragt der ſtolze Bürger, von der Macht des Triumphators gebeugt. Und das lieblichſte Frauenbildnis voll verborgenen Lebens klingt wie ein ſanftes Lied zwiſchen den harten Schickſalsviſionen,

die aus andern Steinen ſprechen. Dort ſchlafen Paolo und Franceska wie Lurche im Schlamme der Erde den ſinngebundenen Schlaf, aus uraltem Bluttriebe wie mit Polypenarmen nach einander begehrlich taſtend in der Düſternis des Grundes. Dort — inmitten dieſer Welt aus Steingeſtalten, darin im Stein über das einzelne Leben hinaus ſich ewige, letzte Verſchwiſterungen der Schickſale offenbarten, alſo daß Blöcke und Steine rings um ihn Ideen duften wie Blumen ihre Arome, ſteht ein einzelner Menſch. Keine zerſchoſſenen Fahnen, keine Blutzeichen um ſich. Seine — einſame — Schau, ſeine — großen — Deutungen, dem Erdenkloße eingehaucht zum ſchauenden Erfüllen der Stunde, zum Erhören, zum Erkennen, zum Mitleben aus der Tiefe ins klare Licht, zur Erhöhung des Lebendigen um und um. Ein Einzelner. Kein Triumphator. Kein Bezwinger der Leiber. Ein Sinnenmächtiger. Auguſte Rodin. Ein Sinngebärer. Ein Seelenbezwinger.

Auch den Dom hat erſt einmal im Traum ein ſolches Menſchenauge geboren.

* * *

Einhart hatte viel geſehen. Er reiſte auch durch

Italien. Er sah Rom und Florenz. Er sah vielerlei Einzigkeiten. Er sah Naturen in heißer Sonne, achtete auf die fremden Blumen und genoß die Schatten fremder Bäume. Er sah auch die Schneegebirge ragen. Und Menschen in allerlei Kostümen kreuzten seine Wege. Da war es, daß er sich heimzukehren entschloß, weil er nach der eigenen Welt sich noch brünstiger sehnte.

„Du erjagst es nicht. Du erjagst nur dich selbst!" sagte er.

3

Ein Abend voll ſanfter Farbe. Der See weit ſpiegelnd. Die Gärten und Parks am Uferrande in prachtvoller Fülle und Friſche, von weichen Milchtönen umſponnen. So zog der einſame Kahn mit Einhart und einem alten, graubärtigen Schiffersmanne hinaus in die Nacht. Die Wellen gingen rieſelnd und gluckend immer um die Planken, und der gleichmäßige Ruderſchlag ſchrob polternd nach, weil die Stangen ſich eintönig in ihren Halten am Kahne rieben.

Einhart hatte ſich in das Boot zurückgelehnt und ſah das kleine Fahrzeug mit dem ſtummen Alten tiefer und tiefer in Dämmer gleiten. Er ſah hinein in die mächtigen Berggebilde, die aus dem Dämmer des Sees ſich in Abendglut hoben und dann langſam zu kühlem Nachtglanz erblichen.

Der Schiffer ſah Einhart oft an, ein alter Italiener. Einhart bat, auf umſtändliche Weiſe einiges radebrechend, er möchte ein Lied ſingen. So fuhren die beiden in der langſam dunkelnden Flut. Die rauhe Stimme klang melancholiſch. Ein Lied voll Glück und Vergehen mußte es ſein. Der Alte ſang das Lied mit verſunkenem Lächeln. Dem Alten

war es lange nicht auf die Lippen gekommen. Lange hatte das Leben kein Lied aus seiner Seele gefordert, nur harte Arbeit und Sichvergessen. Nun deuchte es ihm gut, daß, wenn die Nacht die Schlüfte und Gründe erfüllte, wo die Seewasser tief zwischen den Gipfeln und Rücken im Mittnachtslicht bleichen und dämmern, er aus rauher Kehle seine Töne in das Glucken und Murmeln und Geräusche der Flut mischte.

Einhart war auf dem Wege heim.

Man sah am Mittnachtshimmel schwarze Fahnen wehen. Wetter voll Drohung zogen über den Gebirgen. Die kleine Laterne, die man am Kiele des Bootes endlich erleuchtet hatte, warf einen spitzen Bootsschatten. Und Einhart, der in die Fahrt hineinsah, mußte es scheinen, als wenn zwei helle Flügel sie über die Dunkelgewässer trügen.

Der alte Schiffer kannte die Fahrt. Man mußte den weiten See überfahren. Am anderen Ende, an einem engen Arm, den Gebirgswände fast preßten und erdrückten, lag ein einsames Gasthaus.

Aber die Donner aus der Nacht und den Zackengestalten der Berge gegen den fahlen Himmel fingen

zu rollen an. Man hörte ein Herandräuen des rauſchenden Regens. Er zerſtob bald über die beiden im Boote. Blitze begannen ferne zu zucken. Das Wogenſpiel erhob ſich. Es machte das Boot haſtig, wiegte es, belebte den Gang und warf es auf und nieder.

Da war das Lied des Schiffers verſtummt.

Die Blitze zückten näher. Die Finſternis ward tiefdunkel. Die Donner dröhnten aus den Schlünden zwiſchen den Bergen wieder. Es war tiefe Nacht geworden. Das kleine Licht am Kielende wogte auf und nieder, und die Schatten des Bootes ſanken und ſtiegen und machten die Waſſer voll Düſternis und fremder Geſtalten. Die Lichtflügel zerriſſen in Unruh. Schäume drängten am Plankenwerke auf. Manchmal ſchlugen Wellen in den Innenraum.

Einhart ſah auf das Geſicht, das er vor ſich hatte. Furcht fuhr nicht in dem Boote mit. Der alte Graubart ſaß als finſtere Silhouette gegen das Laternenlicht, daß Einhart kaum noch ſeine Züge ahnte. Aber es deuchte ihm, daß der Alte noch immer lachte. Sie hielten trotz hohem Wogendrang die Richtung gut.

Alles Bleichgrau aus Himmelshöh war jäh verschwunden. Die fernen Lichter der Ufer waren in Finsternis untergesunken. Es brach weißes Feuer aus der samtnen Schwärze, züngelte wie Schlangen, floß nieder, zerbrach, wie Zersplittern von Bäumen und dumpfes Bellen und Zerkrachen, grollte aufwachend und zerbarst neu in dumpfe, lautlose Erwartung. Rege und jach krochen die bleichglühen Fäden pfeilschnell in der Finsternis hin, fern und hoch, oder nahe. Manchmal ganz nahe jetzt, daß Einhart sich schreckhaft duckte. Das nächtliche Chaos der jagenden Wogen und Wolken auferstand ewig in höllischem Schein, den das Sammetdunkel eben so immer wieder jäh verschluckte. Als wenn die Himmel zerbrächen, barsten die Donner und brandeten und schmetterten unaufhörlich jetzt.

Bis dann der Regen hart wirbelnd und trommelnd in die tiefdunkle Nachtflut fiel. Wie Perlen, in Menge ausgeschüttet, tanzten und klirrten die Tropfen auf der finsteren Woge um die Bootsplanken. Und die monotone Weise der jankenden Ruderstangen hörte man mitten hinein in die tausend Rätselgeräusche der Wetter.

Noch immer in rabenschwarzer Düsternis Blitz um

Blitz, wie glühende Peitschen von Göttern geschwungen. Und wilder, rastloser Wogendrang. Und Grollen und Rollen in den Schlüften, Branden und Verhallen.

Einhart war Seele und Auge. Und wenn er sich in Wunder verstrickt fühlte, wurden es Seligkeiten aus Farben. Er sah das Geringste in den Spielen des Lichtes und der Dunkelheiten jetzt.

Die Wetter erstarben in tausend rätselhaften Geräuschen. Versickernd. Dröhnend in Höhe und Nähe, rieselnd und ungewiß.

Das Boot schoß vorwärts.

Die Blitze schwiegen, nur matte Scheine noch. Die Ruhe nach dem Regenfall blieb tief. Die Wolken jagten wie schwarze Riesenvögel in Scharen hoch und ließen ein Stück Nachtäther frei, groß, wie ein See, darin zwei Sterne blinkten.

Da besann sich der Schiffermann wieder auf sein Lied.

Der Gang des Bootes war noch voll Unruh. Das Lied klang jetzt hell und froh.

Lichter am Ufer begannen von ferne zu blinken. Eins. Man kam nahe. Noch eins und noch eins. Man glitt jetzt dem Strande nahe vorüber.

In der Haustür einer kleinen Strandhütte stand ein Weib und warf einen langen Schatten in die Nacht. Man glitt hörbar. Man sah wieder die Bewegung. Es ging in Eile. Der Alte sang mit rauher, zitternder Stimme, und beflügelte damit seine Ruderschläge. Man war Stunden gefahren.

Einhart war ganz in sein altes, lächelndes Staunen verloren.

„Was war ich," dachte er, „so in die Wetternacht eingesunken? Komme ich je ans Licht zurück?"

Es gingen undeutbare Gefühle in ihm hin, indessen sein Auge frei den Wolken folgte, die in wechselnder Gestalt gegen grünlichen Nachtäther hinjagten.

„Ich? Wer bin ich? So gar nicht bekannt weder dem alten, singenden Manne vor mir, noch mir selber, noch den Wasserfluten, noch den Wesen im Dämmerkreise, noch gar jenen Gebirgsgipfeln und Bergzacken, die sich jetzt neu aus den Wolken lösen?"

Er war heiter, wie jetzt fast immer. Und die Welt und er selber kamen ihm jede Stunde nahe, wie neue Enthüllung. Und er erstaunte neu, wie er dann endlich unter Menschen trat. Als das nächtige

Ufer eine lichte Fläche von silberblinkenden Steinen, sich dehnte. Als Leute mit Laternen sich nahten. Als sie das Boot und den Graubart und auch den eigenen Menschen Einhart aus der Nacht heraus-lichteten. Als er endlich auf den Beinen einher-ging und sich leibhaftig wiedersah.

Es war ein kleines, italienisches Gasthaus am Strande. Aber es ging darin laut zu. Man spielte in der erleuchteten, offenen Schenkstube und schrie. Einhart fragte nach einem Hotel höher oben, worein bessere Fremde kehrten. Dort saßen zwei junge Frauen einsam an der Hoteltafel, als Einhart ein-trat. Die gleich aufmerksam nach ihm herüber blickten.

Er war von schier verzehrter Tiefe in dem sicheren Blick seiner Glutaugen, und ganz sanft und sehr für sich die ganze Reise. Er mußte mit dieser Welt, die um ihn in Neuheiten aufstieg, Tag und Nacht fertig werden. Das rauhe, zitternde Lied des Schiffers klang ihm noch in der Seele wider.

Schon am andern Tage ging Einhart eine freie, sonnige Bergstraße einsam nach Norden zu.

4

Heimweh ist eine verborgene Urmacht. Wer weiß, aus welchem Paradiese der Mensch ausgetrieben? Eine große Fremde ist die Welt.

Und es ist ein anderes, sich in dieser Fremde wissend heimisch machen, also daß man darin seine Wege findet. Ein anderes, aus eigener Schöpferfreude dieser Welt Gestalt und Glanz verleihen, in göttlichem Spiele dem ewigen Heimweh Ahnungen von Stillung und Erfüllung zuzutragen.

Ist es wahr, daß der Künstler aus seinem zutraulichen Hange zu den Wesen und Dingen dieser einen, weiten Sonnenerdenwelt — er allein — die Fremde der Erdentage vergessen machte, das starre Staunen und Ergrausen vor den Mächten in zartes Mitfühlen und Entgegendrängen verwandelte?

Der Erkenner findet sich zurecht in dieser großen Fremde.

Aber der Künstler bildete je und je den Trost, verklärte die ewigen Irrtümer alles Lebendigen in Leidensstufen des Aufgangs, machte aus den Sünden der Seele den großen Preis des Lebens, verriet uns und verrät uns immer neu die innige Bruderschaft zu Stein und Quelle, daß wir in Einöden

und Felsengebirgen nicht mehr erzittern, gab den Vögeln unter dem Himmel und den Fischen im Meer Namen und Sprache und schuf Hoffnungen, daß wir mit Augen Paradiese wähnen.

So ungefähr war es Einhart im Blute immer lebendig gewesen.

Einhart hatte daheim eine richtige Auferstehung gefeiert. Die Zeit der Wanderschaft, die er ein Jahr mit leidenschaftlichem Sinn betrieben, lag jetzt längst hinter ihm. Er war durch die Reichtümer fremder Länder, durch die Fülle wirklichen Weltschauens mit offenem Verlangen hindurch gewandert und hatte Herz und Sinne voller Dränge mit heimgebracht. Und Ahnungen genug.

Und sein Blick wurde reich. Seine Freiheit zu bilden, war gewachsen. Auch seine Andacht vor dem Geheimnis allenthalben war groß geworden, und seine mitleidigen Gefühle für die Übermenge derer, die in den Vorhöfen ihrer Sehnsuchten grau in grau wie die zerlumpten Bettelleute vor den Türen der blumengeschmückten Osterkirchen hoffnungslos harren.

Alle Dinge weichen zurück in der Zeit. Man weiß zuletzt nicht, ob sie einmal wirklich gewesen? So ist

alles Geschehene nur wie ein Bild, das kleiner und blasser hintreibt und eines Tages nicht ist. Seit Johanna starb, war ein Jahrzehnt und manches Jahr noch vergangen. In solchem Zeitraum bleichen viele Dinge. Und die Luft um manche Seele wird kühl wie Herbstluft.

Einhart war nicht Kind noch Jüngling mehr. Seine Stirn hatte Falten, die aus der grabenden Verinnerlichung seines Prüfens sich längst tief eingezeichnet. Seine feinen Lippen lagen streng. Eine tiefe Furche zog sich zwischen der mageren Nase und den herben Mundwinkeln hin, die seinem Gesicht einen Hauch von Gram aufprägte, eine unbestimmte Schicksalsbegleitung, die nie ganz stille wurde, auch wenn seine Augen mit Feuerfunken gütig blickten, und sein Lächeln von sanfter Einfalt über die gelbgrauen Züge huschte. Er war ein wenig grauhaarig geworden. Als er es zufällig entdeckt hatte, hatte er gelacht.

Einhart hatte Menschen und Dingen gegenüber eine völlige Ruhe gewonnen. Er hatte sich jetzt ein Lebenlang gewöhnt, Wesen und Ereignisse zu betrachten, wie ein überlegener Zuschauer das Getümmel auf einer Stadtstraße ansieht. Oder öfter

noch, wie ein leidenſchaftlicher Sammler den ſchönen, blauen Libellen mit Netz und Nadel nachtrachtet, um ſie für ſeine Schaukäſten einzufangen, mag auch ſolcher Schönheit eigene Seele dabei verhauchen.

Einhart war wirklich ein Meiſter geworden. Wenn Meiſterſchaft der Name iſt nicht für ein rundes, ſicheres Können, ſondern für das zähe Vorwärtsringen zum eigenſten Eigentum, für die ewig ringende Mühewaltung, alſo daß die Blöcke, die er aus dem Steinbruch brach, manchmal nur halb behauen niederfielen, immer eigenartig genug, aber oft halb begreiflich zuerſt, nicht gleich bekannt und geliebt und glatt, daß ſie dem herkömmlichen Gefühl oft trotzten.

Einharts Meiſterſchaft lag auch in der Kraft ſeines Standpunktes. Nie hätte er ſich zum herkömmlichen und durchſchnittlichen Formwerke je aus ſeiner Höhe zurück gewandt, den eigenen Blick voll innigſter Verwöhnung ausſendend, ſo daß ein Jugendzug in ſeinen Mienen geblieben, etwas wie Demut, etwas, das wie im Kinde ſelber immer noch gläubig und traulich das Letzte erwartet.

Das kleine, weiße Haus mit den grünen Jalouſien,

das Einhart gemietet hatte, lag vor der Stadt. Sein großer Atelierraum war jetzt mit mancherlei köstlichen Dingen behangen, feinen, gestickten Seiden und blaßfarbigen Teppichen. Auch zwei antike Grabreliefs hingen da. Bequeme Liegestühle standen auf weichen Tierfellen herum. Und eine Menge gerahmter und ungerahmter Leinwanden waren gegen die Wände gestellt oder ragten auf Staffeleien. Ein kleiner Diener, ein wenig zu kurz geraten in einem sehr langen, blauen Arbeitskittel, Schwenkfeld genannt, der außerdem sechs Finger statt fünf an jeder Hand besaß, ging dienstwillig in Hof und Werkstatt um. Und eine weißhaarige, bebrillte Konditorswitwe versah als Wärterin Küche und Wohnstätte.

Und Einhart sah jetzt die Fülle getaner Arbeit mit Zufriedenheit an. Er war verwundert, wie es möglich gewesen, so die Zeit ungehört hingehen zu sehen und nicht zu achten. Es dünkte ihn, daß er in den neuen Werken sich endlich rein gewaschen von aller Absicht. Ganz nur der göttliche Zufall hatte gewaltet. Und der selige Einfall hatte die Gesichte herzugetragen. Er wußte längst, daß es sich nicht erjagen läßt. Daß die Schönheit auch im schaffenden Leben kommen muß, einem selber zum

Erſchauern, wie die geheimnisvollen, kriſtallenen Spiegelungen im Waſſergrunde hintreiben, indes der Blick verloren in den Waldſee eintaucht. Es war jetzt wirklich nur in freiem Reigen heran gekommen die ganze Zeit.

Er hatte allen Ernſt völlig abgeſchüttelt und lebte neu und neu eine Zeit unmittelbaren Frohgefühles an den Dingen. Die Jahre, die er mit einer vergrabenen Sucht nach dem Sinn gelebt, deuchten ihm überwunden. Die Bilder, die er augenblicklich zu einer Sonderausſtellung das erſte Mal vereinigen wollte, würden es zeigen, welchen Weg er genommen. Die Friſche ſeiner Pinſelſtriche war überraſchend.

Und Einharts Losgebundenheit von aller Überlieferung hatte das ganze Jahr angehalten. Feſtliche Gefühle, eine Welt der ſonderlichſten Einfachheit, ſchöne Leiber in freien Bewegungen, einfältige, beglückende Landſchaften, darin man leben mochte wie auf Paradieswieſen, inniges Menſchentum in Ausdruck und Gebärden. Auch manche heimlichen Triebe der Menſchenſeele offenbarte Einhart in ſeinen Tafeln mit ſeltſam herbem Formgefühl. Er ſagte viele Male, daß er zu einer reinen Kindsleiden-

schaft zurückgekehrt wäre. Daß er sich von aller Tiefe, aller Bedeutung, aller Richtung frei gemacht hätte zum einfachen Lieben der Dinge, zu lebendiger Schönheit, zum echten, sonnenhellen Spiele der Kunst.

So hatte Einhart nach seiner Heimkehr Sommer und Winter lang einsam gelebt und gearbeitet. Nun begann wieder Frühling zu werden. Als er im Malkittel in seinen Garten trat, darin, wie er einzog, Rosen geblüht hatten, zog ihn jetzt ein Ruch von jungen Veilchen fröhlich an. Er bückte sich und wühlte unter feuchtem, altem Laube kleine, weiche, blaue Blumen, die Lieblinge des Menschenherzens, ganz ans Licht.

Einhart stand ewig. Er hielt die Veilchenköpfchen sorglich aufgerichtet über der braunen Erde, ohne sie zu brechen. Er ging am Beete entlang Schritt für Schritt, allen kleinen, blauen Blumen, die ans Licht drängten, die Last des alten Laubes fortzuräumen. Er sah auch lange in die Ferne hinaus. Freie Felder lagen nach einer Seite um sein Haus. Der blaukittelige Schwenkfeld stand am Fenster des Ateliers und lachte verstohlen hinter dem blaßgrünen Vorhang hervor,

weil er den Meister lächeln gesehen. Die ferne Birkenallee hatte einen Duft von Dunkelröte gegen den milchigblauen Morgenhimmel. Die braunen Knospen drängten.

Einhart war noch immer stehen geblieben. Auch als man schon einige Kisten für die Frühlingsausstellung auf den schweren Speditionswagen aufgepackt, und das Gefährt mit den plumpen Rappen und dem vierschrötigen Kutscher längst dröhnend um die Straßenbiegung verschwunden war.

Einharts Stirn schien jetzt im Lichte des Vorfrühlings bleich und frei. Er strich sich einen Strähn seiner Dunkelhaare aus der Stirn.

„Ach du Gott im Himmel!" sagte er. „Ich vermale das ganze Leben und die schönste Stunde!"

Schwenkfeld hatte an dem Morgen lange vergeblich gewartet, daß der Meister irgend eine Arbeit vornehmen würde.

Einhart saß dann zurückgelehnt in einem Lehnstuhl und rauchte eilig. Und lief wieder hinaus und sah in die Ferne. Es hatte ihn fast erschrocken, wie er merkte, daß der neue Frühling sich schon zu

regen begann. Weil er plötzlich keinen Ausweg zum Leben offen ſah.

Wie Einhart dann ausging gegen die Stadt zu, wollte er an verſchiedenen Türen pochen. An Poncets. Aber er zögerte. Er wußte nicht, wie bei Poncet finden, was er in dem Frühling ſuchen ging. An dem Portale der Gräfin Schleh. Aber er zögerte auch hier, weil er wußte, daß drinnen ſeine Ahnungen vielleicht ſtill würden über tauſend Dingen des vornehmen Behagens.

So war er zurückgegangen, lief weiter hinaus die Chauſſee und dann einen Feldweg hin, bis wo voll friſchen Grüns eine ſchmale Wieſe leuchtend dalag, feucht umweht, hinter einem kleinen Saumhügel voll Jungwald, der auch im Lichte ſtand.

Einige Weidenknorren reckten ſich mit Blütenräupchen über den Bach. Die Wellen, klar und kühl, ſchäumten und gurgelten. In kleinen Gruppen lebten ſchlohweiße Schneeglöckchen auf im grünen Graſe.

Meiſter Einhart war ein rechter, loſer Zigeuner. Hut und Stock hatte er irgendwo hingeworfen. Er

pflückte die kühlen, frischen Blumen in seine braunen Hände. Er war voll tiefen Erstaunens. Er trug die weißen, reinen, kleinen Kelche wie neue, verschlafene Wunder sorglich in den Händen vor sich und vergaß sich ganz in deren Anschauen.

5

Der Sommer war für Einhart überreich an Arbeit hingegangen. Nachdem ihn erst die Frühlingsfeier eine flüchtige Weile untätig eingesponnen, und nachdem ihm dann die Ausstellung seiner neuen Bilder zum ersten Male eine erlesene Auszeichnung eingetragen, war er mit viel selbstvergessener Laune und Heiterkeit aufs Radieren verfallen, daß buchstäblich gar nicht für ihn daran zu denken gewesen, aufs Land oder an die See zu gehen.

Im Herbst noch zu rechter Zeit weckte ihn ein Brief der Gräfin Schleh zum Leben. Sie schrieb:

„Lieber Meister! Kommen Sie! Sie finden liebe Gäste. Auch teilnehmende Menschen in der Nachbarschaft. Traurige und Fröhliche! Und Völker von Rebhühnern sitzen im hohen Mais und streichen rauschend von dannen, wenn Sie nahe gehen. Früchte hängen im Obstgarten an den Bäumen. Feigen an den Spalieren. Und Jung und Alt hat den Glanz des Herbstes in den Augen, und goldene Fäden um Stirn und Wange oder in den Kleidern. Kommen Sie, lieber Meister Selle!“

Der Brief hatte Einhart lachen gemacht. Er hatte dann Finis unter das Blatt geschrieben, das er vor sich hatte, hatte auch noch um das Wort allerlei spielende Kinder und lachende Gesichter gezeichnet. Und dann befand er sich bald auf dem weißen Schlosse der Gräfin.

Die alte Dame empfing ihn in einem gewölbten Zimmer zu ebener Erde, darin die Wände einfach weiß getüncht und die behaglichen Möbelstücke mit dunklem Leder überzogen waren. Auch einige alte, bunte Stiche, Szenen aus dem Schäferleben darstellend, in dunklen Rahmen, erhöhten das Bild alteingesessener, friedsamer Beschaulichkeit.

Die alte, leicht verwachsene, sonngebräunte Gräfin war voller Güte. Sie saß in einem blaßseidenen, weiten Reifrock und griff nach einem Stabe, als sie sich von dem schweren Ledersessel aufhob.

Ein gelbfleckiger, mächtiger Bernhardiner stand oder ging gutmütig neben ihr.

Die vornehme Frau sprach zu Einhart mit ihrer liebenswürdigsten Teilnahme, daß ihre kleinen, ausdrucksvollen Augen lachten und ihre feuchten, vollen Lippen lachten. Sie zeigte ihm auch gleich nur ganz nebenbei eine Sammlung edler Steine, die

zufällig noch daſtand, das Vermächtnis eines unverheirateten Sonderlings, köſtliche, juweliſche Dinge von hohem Werte, ein ganzer Kaſten voll, in Seidenlager eingebettet ein jedes Stück, noch ungefaßte, ſeltene Kleinodien aus aller Herren Ländern. Man trat auch gleich einen Augenblick auf die Terraſſe hinaus, um in den Park und in die alten Silberkuppeln hundertjähriger Pappelbäume hineinzuſehen.

Dann führte ihn die heitere Herrin, immer geſchäftig plaudernd, durch das lichte, weite Treppenhaus, worin einige Diener herumſtanden. Und an den eiſengetriebenen Geländern hinauf in die oberen Zimmer und Säle. Auch durch den weiten Rundbau der großen Bibliothek führte ſie ihn, zeigte und erklärte ihm dort zwei goldene, indiſche Götzenaltäre, die einander gegenüber an der Wand ſtanden und die den heimlichen Ton einer tiefen, leidenſchaftlichen Andacht hineinzutragen ſchienen in die Stille und unter die Überfülle koſtbarer, alter Bücherreihen an den hohen Wänden. Auch auf einzelne ſilberne Plaketten, die an dem blanken, braunen Eichengetäfel zwiſchen den mächtigen Pergamentrücken alter Handſchrif-

ten angebracht waren, wies ihn die alte Dame ſorglich hin.

Alles war für Einhart nur ein erſter Hauch von einem eigenen, ſelbſtſicheren Leben in Macht und Schönheit.

Man war dabei ſchon wieder auf den ſteinernen Altan hinausgelangt, um den Blick über purpurrote Beetornamente hinüber auf eine weite Wieſenfläche des Parkes zu tun.

Bei Tafel ſaß man in einem lichten, geräumigen Saale, deſſen Deckengewölbe und Wände nur ebenfalls ganz in Weiß mit leicht erhabenen, freien Blumengewinden verziert waren. Einhart hatte ſeinen Platz neben der Herrin des Schloſſes. Sie zeichnete ihn aus, wo ſie konnte. Einige junge Komteſſen, die in helle Seiden gekleidet, warfen dann und wann prüfende Blicke auf den neu angekommenen, zigeuneriſchen Meiſter Einhart, der an dem erſten Tage nur zu den ſchelmiſchen Worten ſeiner luſtigen, graugeſcheitelten Nachbarin und oft auch zu den Bemerkungen einer alten, gebrechlichen Exzellenz, eines Grundherrn der Nachbarſchaft, der hier zu Beſuch war, herzlich lächelte.

Sonſt bequemte ſich Einhart gar nicht, aus ſeiner

Stille herauszugehen. Graf Karol, ein junger Abgeordneter, „einer der kühnsten Fahrer und Reiter im Lande", wie die alte Gräfin Einhart zugeflüstert, hatte es ein paarmal versucht, Einhart aus seiner Stummheit herauszulocken. Auch Komtesse Helena, eine sehr muntere, junge Verwandte der Gräfin Schleh, die sehr große und sehr blaue Augen hatte, und eine leichtwogende Stimme, die auch unsäglich melodiös kicherte, hatte die Rede, die Graf Karol über die Kunst begonnen, fortzusetzen versucht.

Nichts war gelungen. Einhart war nun einmal unerweglich geblieben, erfüllt von der köstlichen Reine und Kühle des Raumes. Er schmeckte und fühlte heimlich die atemlose Stille, mit der die reiche Dienerschaft in bunter Livree lautlos tätig um die Tafelnden umging. Sein lächelnder Blick ging zuweilen achtlos um den oder jenen, der am Tische saß. Einhart fühlte den Sonnenschein durch die hohen Bogenfenster über die vollen Purpurblumen hereingleiten, die in üppiger Silberschale mitten auf dem weißen Tafeltuch ragten, sah das süße Licht über köstliche Spitzen und Seiden und Federflaume, über junge, heitere Köpfe und zarte

Schultern fließen und in den Kelchen und Schalen glutrot und weingolden funkeln und blinken.

Das alles war Meister Einhart einstweilen Ereignis genug, erfüllt und stumm zu sein.

Das Gespräch an der Tafel war schließlich über Einhart hinweggegangen. Man hatte von dem Bau einer Eisenbahn geredet, die für die Landschaft in Aussicht genommen. Und Graf Karol erörterte dann mit dem alten Burgherrn hin und her Vermutungen, die sie über die Besetzung einiger freigewordener, hoher Regierungsstellen wechselseitig hegten.

Nur einmal war plötzlich tiefe Ruhe eingetreten. Das war, als die Diener das Wildgeflügel hereintrugen, und der alte, gebrechliche Burgherr, die Exzellenz, dazu ausdrücklich bemerkt hatte, daß ein alter Mann immer beim Essen sehr sorgfältig verfahren, aber daß er „beiläufig" beim Wildgeflügel um jeden Preis schweigen müsse. Es war darnach wirklich eine tiefe Schweigsamkeit eingebrochen. Daß man die sorglichen Tritte der Diener leise gehört und dann ebenso schnell allgemein in ein herzliches Gelächter ausgebrochen war.

Und ein jeder an der Tafel hatte dann und wann und auch dabei den Meister Einhart flüchtig und verstohlen angesehen.

Als man nach Tisch auf den Terrassenvorsprung hinausgetreten, waren alle voll Güte gegen Einhart. Einhart trug ein volles Festgefühl in sich.

Man stand an eines Marmorschlosses besonnter, weißer Terrasse. Frische, bunte Blumengewinde hingen um die steinerne Brüstung und von den Pfeilern nieder. Die jungen, lieblichen Mädchen reichten in köstlichen Schalen den Tee. Komtesse Helena bediente Einhart, trug ihm selbst die silbernen Tabletten mit feinen Gebäcken zu und lächelte ihm zu mit Anmut.

Weithin in Sonne lag das Grün der Wiesen, ragten die uralten Pappelwipfel und warfen Riesenschatten in die Runde. Man saß bald unter den großen Schirmen, indes man den Tee einsog, die Sonne warm und stumm glühte, und der blaue Zigarettenduft sich träge in die Sonnenluft einspann.

Dann rollten Wagen auf dem schattigen Parkwege her. Es gab eine verhaltene Bewegung unter

denen, die am Tische saßen. Dann ein sanftes Begrüßen in die Ferne.

Die Jungen alle hatten sich erhoben und liefen vor die Schloßfront. Einhart mit der alten Gräfin und die gebrechliche Exzellenz, die sich im Lehnstuhl zurückbog und sich nicht rührte, waren allein sitzengeblieben.

„Meine geliebte Nichte," erklärte gleich die alte Gräfin. „Sie wohnen in unserer nächsten Nachbarschaft. Komtesse Josepha Renauld, des alten Landmarschalls Renauld einzige Tochter," sagte sie. Dann nahm sie vollends eine sanfte Kummermiene an.

„Oh, Meister Selle! Sie bringt eine sehr liebe, sehr traurige Frau mit. Verena von der Trau. Denken Sie! Diese junge Frau ist kaum dreiundzwanzig Jahre alt und trägt schon an der sonderbarsten Schickung. Sie hat auf unbegreifliche Weise ihren Mann verloren. Mitten aus der glücklichsten Ehe. Was sage ich? Sie lebten wie Kinder. Denken Sie! Durch Selbstmord! Man wird es nie erklären können. Verena ist aus ihrem Erstaunen gar nicht mehr aufzuwecken. Sie sang früher wunderbar. Reich und fromm klang die

Stimme. Sie hatte immer etwas Seliges im Laut. Und doch auch herb wieder wie der erſte Frühlingswind. Oh, ſie denkt gar nicht mehr an dergleichen. Sie lebt ſchon mehr als zwei Jahre nur ſo hin in Meditationen. Meine geliebte Nichte müht ſich ſehr um ſie. Und es gelingt ihr auch. Es gelingt ihr, Verena wenigſtens in der ländlichen Stille zurückzuhalten."

So erzählte die alte Gräfin.

„Es iſt gar nicht zu ſagen," ſpann ſie ihre Erzählung weiter, „welche ſtille Schönheit in ihr brannte in ihrer Mädchenzeit. Und welche Erſtarrung über ſie gekommen iſt."

Aber Einhart hatte ſich dann erhoben, weil die alte Dame ihre Handarbeit neben die Teetaſſe hinſchob, um den Ankommenden jetzt auch entgegenzugehen. Und weil er ſich von der Neuheit ſeiner Eindrücke etwas zu erholen wünſchte, bat er, daß man ihm erlauben möge, eine einſame Streiferei in den Park und die nächſte Umgebung zu tun, um, wie er launig zu der Gräfin ſagte, erſt einmal deutlich mit Augen anzuſehen, wo er ſich denn eigentlich befände?

6

Verena war eine jungfräuliche Frau, eine ſchlanke, ſchwebende Junge in ſchwarzen Flören. Komteſſe Joſepha ging mit ſorgendem Blick zärtlich hütend um ſie. Und die Geſellſchaftsdame, eine alte Baronin, die außermaßen verbindlich und ſteif und blinzelnd etwas hinterdrein kam, ſowie die jungen Herrſchaften, die mit den Ankommenden jetzt auf die Terraſſe hinausgetreten, alle ſchienen in ihren gemeſſenen Gebärden anzudeuten, daß ein unbegreifliches Schickſal nun in ihrer Mitte ſtand.

Allenthalben hatte die ſchwebende, ſchlanke, verſchleierte Verena den Vortritt.

Auch die alte Exzellenz erhob ſich wie erſchreckt, als ſie Verena vor ſich ſah, und küßte der Trauernden die Hand, ohne etwas zu ſagen. Es ſchien in dieſem Augenblicke, als wenn eine Heilige mit einer Trauerbotſchaft hereingetreten, und als wenn alle erſtarrt wären.

Um Verena wehte es wie Märzluft. Sie ſchien von der Fahrt ein wenig gerötet. Aber gar nicht ſonſt erweckt aus ihrer tiefen Stille.

Man hatte bei der Begrüßung nur flüchtig leiſe

Worte gewechselt. Jetzt war man lange stumm. Alle, auch die Jungen, lauschten sozusagen auf ein erlösendes Wort, das aus den leichtgereckten, flaumigen Lippen von Verena kommen würde, die wie eine Rätselträgerin aufgerichtet dastand.

Verena hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Da enthüllte sich ein Gesicht, rosig und streng, wie ein Engel von Fra Angelico, mit einem lieblichen, scheuen, graudunklen Auge. Es lächelte verloren zur alten Gräfin Schleh hinüber, als man sich endlich in die Runde niedergelassen hatte, und die Diener den Ankömmlingen den Tee zu reichen begannen.

Dann waren die graudunklen Augen Verenas lange über die durchschatteten Parkwiesen hingewandert, wie ziellos, und doch heimlich suchend, und wie wenn es aus dem warm besonnten Dufte der Aue aufsteigen könnte.

Ein goldener Tag fing an zu vergehen. Die sinkende Sonne glänzte in Blatt und Zweigen. Strahlengarben schossen zwischen den Baumwipfeln hindurch. Und allenthalben in Blattwerk und den hohen Blumenstauden schwebten und zitterten in der Luft goldene Gespinste.

Die alte Schloßherrin ſah oft mit Zärtlichkeit zu Verena.

Man plauderte allmählich wirklich. Verena pries den Abendfrieden. Man begann von fernen, ſchönen Dingen zu reden. Von den ſeltſamen Reizen der Tage, darüber die Jahreszeiten Blüten oder Früchte, goldene Blätter oder weiche Flocken verſtreuen. Von dem Leben einer Seele hinter allen Dingen und Schickſalen. Von dem Geheimnis der hier auf Erden unerfüllten Schickſalsläufe. Und wohin die Seelen wohl eingingen, die hier ihren Lauf noch nicht vollendet? Von der Liebe, die wie das Licht wäre, nie ſtürbe, nur erlöſchte, daß es wer weiß welche heimliche Macht immer neu erwecken könnte. Verena ſchien in ſolchen Meditationen über ſich und die Welt zu leben.

Die alte Gräfin Schleh hatte fortwährend einen verklärten, ängſtlichen Ausdruck voll Güte, ſah Verena oft von der Seite an, wie gehalten und ſtreng ſie daſaß, und war heimlich wie ergeben in den vibrierenden, leiſen Stimmton der Trauernden.

Verena war dann lange brennend ſolchen Rätſelbetrachtungen hingegeben. Es ließ ſie nicht los. Sie beherrſchte ſanftredend oder auch eine Weile

tiefstumm den ganzen Kreis. Sie sah in jedes der Gesichter um sie manchmal fragend und grabend hinein, auch wohl unversehens mit einer unsäglich jungen Zärtlichkeit, die wie warme Sonne aufleuchtete.

Keiner der Anwesenden hätte sich auch nur eine Weile von dem Spiel ihrer stillen Mienen weggewendet. Jeder, auch die jungen Komtessen und die alte Exzellenz, blickten liebend auf den feinen, roten Mund und in das blaßsommersprossige, schmale Frauengesicht. Und alle erstaunten heimlich über die Kraft und den Frieden, womit die graudunklen Augen Verenas Harm aussäen konnten und ein hoffnungsloses Ergraben.

Die Linie ihres Kinnes und Halses, wenn sie den Dunkelschleier noch mehr zurückstrich und beim sanften Reden den Kopf ein wenig reckte, nahm eine einzige Schönheit an. Sie ragte dann in ihren schlichten, aschblonden Scheiteln im Raume gleichsam wie eine heilige Bildung für sich.

Als Einhart wieder auf der Terrasse erschien, neigte sich die Sonne tief dem Horizonte zu. Man hatte sich unter dem Eindruck der Düsternis, die aus Verena ausgegangen, neu ganz stumm dem

Anblick der verquellenden Sonnenfeuer hingegeben. Man ſah die Sonnenſcheibe langſam einſinken, ſtarrte der blitzenden, zückenden Erſtrahlung nach und hatte dabei lange geſchwiegen.

Aber Einhart kam ganz achtlos.. Er hatte den Sommerhut in der Rechten und brachte eine loſe Freude in ſeinen lächelnden, graugelben Zügen. Er grüßte ſchon von ferne heiter und verbindlich. Er hatte zum erſten Male über die weiten Ebenen hinausgeſtaunt, die ſich dicht hinter den Gutsgebäuden und dem Parke dehnten. Er hatte in dieſem Augenblicke etwas an ſich wie von einem fremdartigen Wanderleben.

Als ihn die alte Schloßherrin vorſtellte, ſah er mit Funkelglanz ſeiner Augen in jedes Auge hinein. Ohne doch zu ſehen. So war er erfüllt.

Er begann die Landſchaft fröhlich zu rühmen und rühmte das ſeltene Glück ſolchen Aufenthaltes. Nicht mit lauten Worten. Mit einer Art, die ſich launig und leiſe nur hinausgab, vorſichtig die Eindrücke ertaſtend, aber mit einem Gefühl der ſicheren Friſche jetzt aus einer Welt, die ihm deutlich im Auge ſtand.

Erſt lange nach ſeinen Worten hatte er die junge

Frau in dunklen Flören neu angeſehen. Da erſt begann er zu merken, daß er in eine weihevolle Ruhe mit ſeiner Freude hineingeſprochen. Er ſah ſich die neu Angekommenen jetzt noch einmal wie abſichtslos behutſam an. Indes er nun auch ſtumm der gleichgültig gewichtigen Rede lauſchte, womit die alte Baronin die entſtandene Pauſe der Unterhaltung, ganz in fernliegenden, ſelbſtgefälligen Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit befangen, auszufüllen ſich bemühte.

Und Einhart vergaß ſich dabei ganz in dem Anblick Verenas. Es deuchte ihn, daß er noch nie eine ſolch erſchrockene Scheu, eine ſolche roſige, ſtille Heilige mit Augen geſehen. Und daß er noch nie ein ſolches erzitterndes Glück aus einer Menſchenſtimme je hallen gehört, als Verena mit leiſem Worte zum Aufbruch mahnte.

Er war gleich völlig betroffen.

Und er ging zurückhaltend und in Gedanken mit bis zum Schloßportal, wo die Wagen ſtanden und warteten.

Die alte Gräfin Schleh ſchritt auf dem abendbeglühten Kieswege neben Verena. Man ſah, daß ſie zutraulich zu der jungfräulichen Trauerfrau

redete. Die Gräfin ſprach von Einharts Kunſt. Sie machte Rühmens. Verena erinnerte ſich ferne manches aus des Meiſters Werkſtatt, das ſie früher angeſehen. Sie erinnerte ſich wohl auch ſeines ausgezeichneten Namens. Sie ſtieg nicht gleich in den Wagen ein, den der Diener eine Weile geöffnet hielt. Man legte ihr einen weichen, langen Pelzmantel um, wobei auch Komteſſe Joſepha Verena liebend behilflich war.

Verena ſah erſtaunt zu Einhart hinüber, der zurückſtand. Und weil ihn die jugendliche Hoheit ihrer Schwermut gleichermaßen wie der andächtige Rätſelton ihrer Stimme und ihr blaſſes, köſtliches Haar unverſehens hingeriſſen, fehlte nicht viel, daß er ſich ihr plötzlich leidenſchaftlich genähert. Aber er ſtand doch nur ernſt und aufgerichtet und grüßte nur mit einer faſt kindlichen, tiefen Verbeugung.

7

Einharts Art zu erleben war in dieſen erſten Tagen wie immer heiß und ſonderbar. Die erſte Nacht im Schloſſe konnte er lange keine Ruhe finden. Es war eine ſtille, ziemlich dunkle Reifnacht, darin die Zweige von der Kälte knickten und fielen. Er hatte lange am Fenſter geſtanden und in die unbeſtimmten Dämmer auf den grauen Wieſen hineingeſehen. Die Sterne waren ſpitz und klein und gaben nur wenig Schein auf die Erde.

Und Einharts treibende Erinnerungen kamen in ihm auf und trieben hin mit zerfließenden Säumen leicht wie Nebelfrauen. Er ſehnte ſich. Er begann unbeſtimmt nach etwas zu trachten und dachte an dies und das, was vergangen war mit Sturmeseile und zerſchellt, wie ein bekränztes Boot an einer Nebelklippe.

Das Schloß lag in tiefer Stummheit. Da, hinter den hohen Bäumen, die wie Schattenkuppeln hoch ragten, dehnte ſich ins Ungewiſſe die lautloſe Steppe, von ſeinem Auge jetzt ungeſehen. Und doch ſeinem Lauſchen ganz nahe. Daß ſie in ſeinem Blute wie der ewige Ton einer Muſchel ſang und ſummte von der Freiheit, die dort gebreitet lag.

Und in Einharts Auge, das ſich halbſchließend ein Spiel machte, zu träumen, ſtiegen die Dunkelheiten in Geſtalt auf und ſchwanden langſam vorüber.

Einhart ſtand am offenen Fenſter, darein der Nachthauch quoll und wie ein Ruch von verwelkendem Laube.

Er fühlte auch, daß er ein wenig fröſtelte.

Aber die dunkle Nacht, in die er ganz für ſich ſengend hineinſah, hatte tauſend Geſichter. Da kamen viele, die geſtorben waren und verweht. Warum kamen ſie in dieſer Stunde? Da kam allerlei ſpringendes Volk, und verhuſchend ſchienen die Glanzlichter kindlicher Blicke vorüberzuziehen.

Seiner Mutter heißes Augenfeuer begann lange wie ein Stern im Dunkel vor ihm zu brennen.

Einhart hatte wohl nie im Leben geweint. Er hätte jetzt vielleicht zum erſten Mal eine Träne gehabt, wenn nicht ſein Auge ſich gleich dem wirklichen Nachtbilde draußen noch weiter aufgetan.

Draußen fielen im Scheine des Lichtes, das vor hinter ihm in die hohen Kronen der Weymutskiefern blaſſen Glanz warf, einige blinkende Zweige nieder, und es klang wie zerbrochen. Der knickende

Laut weckte ihn einen Augenblick aus seiner tiefen, traumumfangenen Erstarrung.

Warum er nur so unruhvoll umfangen war von Vergangenem?

Er hatte sich mit einem wahren Herzenshunger zu sehnen angefangen.

Es waren alles Ungewißheiten, wie oft bei Einhart. Es waren Träume, die leibhaftig aufwuchsen. Es waren Visionen, die ihn jetzt plötzlich zu zerreißen begannen.

Alles Vergangene lebt wer weiß wo in einem fernen Reiche immer lebendig und kann wohl in Stunden der Qual oder der Ahnung wie ein Reigen uns umtanzen und uns bedrängen.

Einhart sann nach. Da standen auch aufrecht manche Menschen, die er nie gekannt. Deutliche, klare Gesichter unter denen, die ihm einmal nahe gewesen. Das Gesicht eines alten Schiffermannes hob sich vor ihm aus der Dämmerung so hell im Nachtgewirr, daß er wie gebannt dem großen, klaren Auge wie in den Grund sah.

Einhart konnte gar nicht der Gedankenspiele Herr werden. Er kannte das Gesicht nicht, das vor ihm gestanden und das jetzt vergangen war mit Blitzes-

ſchnelle. Als wenn man es plötzlich wie ein Licht ausgelöſcht. Dann beſann er ſich, weil er immer noch den Mund ſprechen hörte von Sehnſucht.

Etwas war jetzt in ihm nur brennende Sehnſucht.

Er dachte zurück an Johanna. Etwas war damals Erfüllung geweſen, redete es in ihm, und war doch nicht erlöſt worden.

Johannas Weſen wehte wie eine treibende Minne mit langen Flören um ihn. Wie ein dunkler, unheimlicher Nachtvogel, wie eine grenzenloſe Schwermut. Daß Einharts Herz ſich wie im Krampfe zerpreßte, und er unverſehens wie geſcheucht vom Fenſter zurückſprang, von dem ſchwarzen Flügelaſte der Weymutskiefer angerührt, der zufällig gegen das Fenſter griff.

Oh! Daß er jetzt wußte, warum ſich ſeine Seele in der dunklen Nacht ganz vereinſamt und tief verſunken zu härmen begonnen.

Jene Frau in Flören war nicht Johanna. Johanna war eine Sanfte, eine zärtliche Blüte, eine Ahnungsloſe, eine kleine, liebende Seele, eine, in der im Wunder des eigenen Daſeins die Goldſäume der Liebe flüchtig um die Dinge gegangen. Die nichts gewollt, als eine andere Seele ſuchen

und finden, und nichts begehrte aus ihrer eigenen Brunnentiefe. Johanna war wie ein kleiner Lerchenvogel ins Blaue emporgeſchnellt, hatte beglückt auf einem Himmelsflecke ſtillgeſtanden, in jedem Morgen neu die Welt lieblich beſingend. Und doch auch mit der heimlichen Wunde, die wer weiß welche Sehnſucht der Seele eingebrannt.

Aber das Bild Johannas ſtand gar nicht vor Einharts Augen. Verena hieß die Frau in ſchwarzen Flören. Verena zog in der Nacht über die Baumhäupter. Zog in der Reifkälte wie eine dunkle Trauer hin. Zog jetzt in tiefer Stummheit in ihren weiten Mantel gehüllt. Trug eine Seele hin. Trug und herzte ſie, wie eine Mutter ein Kindlein herzt. Trug eines Mannes enttäuſchte Seele klagend empor an ihrer Bruſt.

Einhart war von der Viſion völlig erregt und erſchüttert.

Jetzt begann er zu fühlen, daß ſein Herz eines weichen Mantels bedurfte, darein man es hülle, damit es noch einmal rätſelgebunden und ſelig gleichermaßen emporſchwebe. Damit es noch einmal ganz aus der Tiefe neu zu leben beginne.

Einhart war ſo hingenommen von dem auf-

quellenden Verlangen nach dieſer Viſion, daß er die Augen wie im Fieber weit aufgeriſſen, daß er wie im Traumſchrecken beinahe laut gerufen hätte, daß er ſich ſehnte, wie ein Wahnwitziger, wie ein Hungernder, und in einem wahren Herztumulte daſtand.

Er war dann ganz erwacht. Er war langſam zu ſich gekommen und lächelte. Es waren alles nur Gänge der eigenen Traumerregung, die mit dem wunderlichen Tiefklang kamen und gingen.

Draußen lag die Nacht noch immer ſtumm. Es lockte ihn ſich zu kühlen. Er ging durch die matterleuchteten Korridore und ließ ſich von einem wachenden Diener das große Schloßportal auftun, um in den blaſſen Nachtſchein zu treten.

So ging er hin.

Im Teiche tanzte ein Stern in den Kräuſelungen, die ein kaum ſpürbarer Hauch auftrieb. Die Schwäne wie kaum ſichtbare, graue Schemen ſtrichen heran und quiekten leiſe klagend.

Einhart hatte die Düſternis von ſich getan. Er ging ſichern Schrittes und hörte ſeine knirſchenden Tritte. Und lief im weiten Bogen des grauen Kiesweges hin, bis wo noch im Abendſchein Verena geſeſſen.

Auf der Terraſſe ſtand noch der Stuhl, und lag ein dunkles Spitzentuch über ſeiner Lehne. Offenbar hatte es Verena vergeſſen. Es duftete wie ein Hauch von ihrem Leben. Und wie eine fremde Blume ſchien ihren Atem in die Nacht zu geben.

Einhart hatte ſich in einer leidenſchaftlichen Vertiefung in den Stuhl niedergeſetzt, worauf er am Nachmittage Verena gegenüber geſeſſen. Nun ſaß er und ſaß.

Er kämpfte vergeblich gegen ſeine Geſichte. Kämpfte vergeblich gegen die wache Inbrunſt ſeiner Träume...

Ein Wächter, der im Morgengrauen an der Terraſſe beobachtend vorüberging, fand dann Einhart dort in dem großen Korbſtuhl ganz erſtarrt eingeſchlafen.

Wie ein Hund ſeinem Herrn auf der Spur folgt und auf ſeinem Grabe ſich zu Tode verzehrt nach ſeiner Seele und verhungert, ſo war es über Einhart gekommen. Daß er erſt im Morgenlichte alles ganz vergaß, als er ſich endlich in ſeinem Bette befand, einige Stunden ruhig eingeſchlafen und von weiten Ebenen träumend, darin er mit irgend einer fremden Frau hinſchritt.

8

Einhart war am andern Tage ganz frei und froh. Er war heiter und bereit zur Wanderung im Parke und zu Fahrten in die Meierhöfe. Und war ein bevorzugter Gaſt im Schloſſe. Daß er Nachtgeſpenſter geſehen, das hatte ſein Blut im Lichte noch vollends vergeſſen.

Er war am Morgen vom Kammerdiener rechtzeitig geweckt worden. Und man vergnügte ſich erſt eine Weile im Anſchauen einiger Kunſtblätter in der Bibliothek, ehe man in ein kleines Gehölz hinausgefahren, wo auch ſchließlich die Diener auf weißen Tüchern am Waldboden das Frühſtück aufgeſtellt, und wo man im Kreiſe darumgeſeſſen, viel geplaudert und gelacht hatte.

Und Tage gingen dann in ſolchem Behagen hin und in der Fülle Freiheit, die unter allen Menſchen hier herrſchte.

Das Schloß der Gräfin Schleh lag ein wenig entfernt von den zahlreichen Gutsgebäuden auf einem kleinen Hügel mitten in dem uralten Parke. Die blaue Flagge Derer von Schleh wehte hoch vom Turme in die Lande. Um den Park dehnten ſich nach einer Seite die Weiden.

Einhart durchſchritt oft einſam die ſtillen Schattengänge des Parkes, durchbrach Büſche und herbſtbunte Dickichte und Dornen, die den Park am äußerſten Ende eingrenzten, ſprang über Hürde und Graben und ſtand dann unverſehens in der weiten, ſchweigenden Flur.

Hier war es, wo er zum erſten Male in die Ferne ſah. Hier war es, daß er plötzlich wie nie im Leben ſeines Blutes uralte Triebe in einer ſchier grenzenloſen, verhallenden Einſamkeit in der Stille der Steppe vernahm, wie einer ganzen, weiten, unermeſſenen Grasflur tiefſte Sehnſucht ſelber. Hier ſtand er und fühlte ſeinen Atem aus tiefſter Bruſt, wie aus ſeinem innerſten Leben drängend. Daß er erſchrocken ſtand. Daß er ewig lauſchte. Daß es ihm deuchte, als wenn in den reinen Lüften, die im Weidenſtumpfe knarrten, und in den fernen, freien Tieren dasſelbe ſeit Anbeginn lebendig wäre wie in ihm. Ungebunden und mit freiem Fluge, die Seele voll Licht und den Weg voll blumigen Graſes hinauszuſpringen, ohne Band, ohne Ziel, weil allenthalben das Ziel der Stunde, die Raſt, der Aufenthalt, die Stärkung unter Fuß oder Huf gebreitet

daliegt, von der Sonne geweckt, vom wehenden Luftzuge erzitternd.

Hier quollen Gefühle der Freiheit auf. Und er wähnte so hin in seinen wachen Träumen, als wenn er hineingestellt wäre, ein alter Zigeuner, in die weite Steppe und hätte irgendwo da sein Wanderzelt aufgeschlagen.

Als wäre er nicht geboren in einer fremden, gebundenen Gesellschaft, sondern aus dem Boden aufgesprungen, wie eines jener schlanken, schönen Schwertgräser, die mit ihren toten Ähren jetzt am Wassergraben entlang sich stolz wiegten.

Hier vergaß Einhart, daß noch eine andere Welt lebte, darin er als ehrgeiziger Künstler umgegangen. Und sein einstiges Treiben und Trachten schien erstorben zu einem fernen, leeren Gemurmel.

Hier hockte Einhart stundenlang auf einer Hürde und sah hinaus. Sein dunkles Gesicht war jetzt noch vollends richtig bronzen gebrannt. Seine Hände waren fein und dürr wie braune Zigeunerhände. Hier begann in ihm zum ersten Male eine Stimme leidenschaftlich zu rufen nach einem freien, eigenen, aus sich bestimmten Leben.

Nie hatte er gewußt, daß es im Blute einen

Laut gibt, ſo unaufhaltſam, ſo unſtillbar tief, ſo ewig alle Stimmen der Zeit und der Welt überrufend, daß nichts bleibt als dieſe eine Stimme. Unter den Tieren wanderte er manchmal weit hinaus, ohne Hut, ohne Stab, ganz nur er, einſam und achtlos, daß man ihn ſchließlich ängſtlich ein paarmal ſuchen kam und ihn an die Ordnung im Schloſſe gütig zu mahnen.

Er konnte hier alles vergeſſen. Er ſtarrte einem Blatte nach, das frei im Winde lebte. Und einem Füllen, das nach ſeiner Mutter Laut die Ohren neckiſch vorwarf.

Er ſah auch immer darin eine Weibesgeſtalt bewegungslos ſtehen, ſtreng in ſich ſelber und von zärtlicher Güte, wie nur die Schönſten ſie haben. Mit der Süße der Züge einer Geliebten und auch eines ein wenig ängſtlichen, lieblichen Kindes.

Fern kam es. Fern ging es. Dieſe Bilder von Verena tauchten von ferne in die Fülle Gefühl, die ihn in der Steppe zum Leben aufrief.

Und wenn dann Einhart heimgekommen, waren ſeine Augen von dem Glanz, der in jedem Graſe gefunkelt, noch tiefer und fröhlicher, noch ahnungsvoller und leidenſchaftlicher zugleich. Es ging dann

aus ſeinen Augen und aus ſeinen Worten, wenn er ſich ſo vollgeſogen mit der kühnen, hinauslockenden Freiheit des Weidetieres und des ziehenden Vogels, eine ſolche ſtählerne Feſtfreude aus, daß mancher an der beſonnten Schloßtafel, verſtohlen auf Einhart blickend, nicht begriff, wie mit dieſem ſchlanken, jetzt in gewählter Salontracht daſitzenden, leicht ergrauten Manne, deſſen Mienen und Gebärden ſanft und gütig waren, ſich ein ſolcher Hauch freien Wandertums und loſen Abenteuers, eine ſolche rückſichtsloſe Ungebundenheit und Luſt am namenloſen Leben auf der weiten Erde je zuſammengefunden.

Einhart ſaß an der Tafel ſanft geneigt. Die Gräfin Schleh ſah ihn wie beglückt an. Aller Blicke ſuchten ihn manchmal. Er konnte mit luſtiger Laune auch nur von dem ſpringenden Blatte erzählen, deſſen Spiel über die Ebene hin er mit ſpannenden Augen aufgeſogen. Oder das Zwiegeſpräch von ein paar rauhaarigen Füllen, das er, als ſie miteinander weideten, vorgab ſelber erlauſcht zu haben. Innige Wahrheit barg ſich immer hinter ſeinen luſtigen Lügen. Man ſah alles, was Einhart ſich ſo aus den blauen Lüften eingebildet. Denn Einhart hatte wie ein Raubvogel ſo ſicher die kleinſten Seelendinge angeſehen, die in

Luft und Steppe hinſtrichen. Das alles hatte er erſpäht. Das alles lebte in ſeinen Worten. Daß ein Pferdewiehern wie ein Lachen der Freiheit und das Auseinanderbrauſen einer jungen Hengſteſchar wie der letzte Ton einer ganzen Geſchichte der Leidenſchaft ausklang.

Man liebte Einhart. Alle liebten ihn.

9

Tage nachher war man beim Landmarſchall, dem Grafen Renauld, zur Tafel.

Einhart ſah hier Verena wieder, die heute in lichten Gewändern kam.

Hier ging von Anfang an eine fröhliche Laune durch die hohen, reichen Räume.

Der alte, zausbärtige Schloßherr, ein friſcher, leidenſchaftlicher Menſch, der jeden Eintretenden eine Weile mit zutunlichen Worten in Beſchlag nahm, hatte beſonders Einhart laut hofierend angeſprochen. Und er war dann auch nicht mehr von ſeiner Seite gegangen, hatte ihn heiter plaudernd und lachend einige Säle im Schloſſe weitergeführt, und hatte ihm dort herrliche Sammlungen von japaniſchen Altertümern, perſiſche antike Porzellane und die koſtbarſten Möbelſtücke alt orientaliſcher, eingelegter Arbeit, wahrhaft königliche Beſitztümer, einzeln vors Auge gehalten und erklärt.

Aber auch bei Tiſch waren alle voll Laune. Auch Verena, die in ihren hellen, blaßgrünen Falbeln und mit der dunklen Perle mitten auf der Stirn, die an einem Goldkettchen hing, wie eine liebliche Heilige von Perugino daſaß. Es ſchien, als wenn

auch ſie nur eine argloſe Teilnehmerin zu erſcheinen wünſchte. Sie ſprach, ein wenig ſcheu, einige Male freundlich über den Tiſch herüber. Was Komteſſe Joſefa unabſichtlich flüchtig lächeln machte, weil Verena dabei in richtiger, weltlicher Teilnahme redete.

Man ſprach während der Tafel viel von den Künſten. Der alte, graubärtige Schloßherr hatte Einhart dazu ausdrücklich angeregt. Und weil Einhart gleich mit heimlicher Entzückung die Nähe der lichten Verena gefühlt, redete er froh mit verſunkener, zögernder Friſche, lächelte dann und wann mit ſeinen funklen Augen den oder jenen abſichtslos an und ſah oft wie zufällig zu Verena hinüber, die mit mildem Eifer ſeinen Worten zuhörte.

Einhart redete mit viel Wärme kluge Worte.

„Jeder Künſtler, nein, ein jeder von uns," ſagte er lebhaft, „ſollte eigentlich immer noch ein Kind ſein."

„Wohl dem, der ein Kind bleibt ſein Lebelang," ſagte er danach, weil ſich ſein Blick in Verenas jungfräulicher Schmäle eine Weile wie verfangen.

„Davon ganz abgeſehen!" verbeſſerte er ſich dann

ſchnell, wie er es merkte, daß er in die Irre ging. „Vor einer höheren Macht ſind wir ja alle immer Kinder," ſagte er lachend. „Ich wollte nur ſagen: zuerſt kommt die Meiſterſchaft des Meiſters, der den Schüler vorwärts führt. Mag der Meiſter nun ein Menſch oder die Natur ſelber ſein."

„Aber von dem Meiſter muß der ſich befreien," ſagte er nachdrücklich, „der ein Meiſter werden will. Von der Natur ſich befreien! Die Natur zum Eigentum ſeiner ſelbſt überwinden! Ja! Das taten alle Großen. Da redet erſt das Innerſte, was in uns ſelber redet. Dem müſſen wir ganz untertan werden. Es zur Sprache bringen, das iſt die Meiſterſprache."

„Mit dieſer Sprache verſtehen ſich die Großen aller Zeiten," redete er ſanftmütig zu Verena hinüber. „Sie reden aus einem heimlichen Reiche, daraus wir wohl alle ausgetrieben ſind. Eine Art Heimat."

„Das iſt dann Heimatkunſt," ſagte er lachend.

„So kommt es mir wenigſtens manchmal vor," gab er noch ein wenig kleinlauter hinzu, weil er die Augen Verenas zärtlich auf ſich gerichtet geſehen ohne Abſicht. Er wußte nicht ſonſt groß, was er

geredet. Er redete mit ſchwärmeriſchem Tone. Sein Auge konnte dabei aufblitzen. Und an der Tafel herumwandern von dem zu jenem. Manchmal ging es wie das Auge eines gütigen Vaters über die aſchblonde Junge hin, immer ſie wie im Zwange faſt demütig bittend um ihre Fröhlichkeit. Und Verena ſaß allmählich ganz frohmütig, indes Einhart erzählte und ſich heimlich verzehrte nach ihrem Anblick, wenn ihm auch nur der volle Strauß großer, gelber und roſa Chryſanthemen, der mitten im Licht der Tafel ragte, ihren Anblick für Augenblicke entzog.

Verena ließ dann ihren Hut in der Vorhalle des Schloſſes liegen und lief, wie die jungen Komteſſen, mit hinaus auf die Pferdeweiden. Sie hatte eine ſcheue, kindliche Heiterkeit. Einhart ſuchte wie abſichtslos ihre Nähe und behandelte ſie mit ſanfter, faſt zärtlicher Achtung.

Verena vergaß ſich ganz. Auch in die andern war ihre Heiterkeit eingegangen. Man begann ſich zu haſchen. Beinahe wäre Verena mitgeſprungen. Sie beſann ſich zu rechter Zeit und war dann ein wenig verlegen.

„Wie ſie alle froh ſind!“ ſagte ſie nur zur alten

Gräfin Schleh gewandt, die neben ihr auf dem Parkwege hinſchritt.

Man ſchritt über welke Wieſen. Verena brach einige verſpätete Blumen und lachte fröhlich für ſich.

Einhart ging der alten Gräfin zur Linken. Ihm gingen beim Schreiten heimlich Melodien mit. Es ſchritt ſich herrlich in den loſen Herbſtſchatten und weiter hinaus.

Man wanderte über die Weiden.

Ein alter, ſtruppbärtiger Hirte kam herangeſprengt und zog ſeinen vergilbten Filzhut nieder, den er vor die Bruſt hielt, daß die roten Bänder daran flatterten.

Der Hirte gab weiſe Antworten auf drolliges Fragen.

Die Tiere kamen heran, junge, ſcheue Stuten, die um die Tränke ſtanden und äugten.

Ein paar graue Wollköter ſpannten auf den Hirten, den ſtrengen Herrn der Steppe, der auf dem flattermähnigen, heißen, braunen Hengſttiere herangeſtrichen. Der jetzt das loſe, unbändige Tier noch immer feſt in Stricken hielt. Bis er ihm dann plötzlich neu die Freiheit gab, um ſelber ein

ganzes Rudel Füllen um die vornehmen Ankömmlinge heranzutreiben.

Sonne! Sonne! Steppenerde! Himmel klar und tief! Lose Tiere auf weicher Grasflur weit in die Ferne! Vögel, die hinziehen im Grenzenlosen!

Man schritt ohne Rücksicht.

Die jungen Komtessen hatten sich unter die Füllen verstreut mit einigen der jungen Herren zusammen. Man schlug in die Hände. Man lockte mit Grasbüscheln, die man abgerissen, bis eines oder das andere der Tiere laut schnaubend langsam herangekommen.

Die alte Gräfin Schleh wandelte achtlos mit dem zausbärtigen Schloßherrn in tiefer Zwiesprache.

Verena stand einsam neben Einhart. Schlank aufgerichtet. Ihr lichter Kopf wie in silbernen Schimmern gegen die Ferne. Ihre Augen lächelten. Einhart sah hinaus, als wenn er es sehnsüchtig erspähen müßte und keine Grenzen sähe.

Einhart stand lange so stumm. Etwas in seinem Blute begann sich zu regen, daß er tiefer atmen mußte, um sich dagegen zu betören.

Er fühlte jetzt Verena neben sich schreiten und

neben ſich ragen in der Freiheit. Es war jetzt wie eine jähe Gewalt aufgekommen. Er begann Seltſamkeiten zu reden mit einem zitternden Tone, als wenn er ſänge. Er ſprach von den weiten Toren, die hier hinausführten aus aller Trauer und allem Herkommen. Von den kleinlichen, engen Beſtimmungen und Zwecken, die die Menſchenſeele ewig verkümmerten. Er pries ein Leben ohne Ziel, wie jene loſen Lüfte es lebten, die mit goldenen Halmen vor ihnen hintändelten. Er ſah dem reitenden Hirten nach und der ſcheuen, ſonnengebräunten Hirtin, die ferne hinſchritt. Er pries ein Leben ohne Namen und ohne Grenzen, ſo auf Pferdes Rücken hin, frei und im Gefühle der Kraft, ſtolz das Weib ſeiner Liebe zu behüten und am Herzen des Weibes im Zelte auszuruhen.

Seine Worte klangen wie helle Rufe, und als wenn er am liebſten ſich hingeworfen, den Boden der Steppe mit der Stirn zu berühren in Inbrunſt.

Verena ſtand neben Einhart. Sie war kindlich erſtaunt in ihrer ſcheuen Fröhlichkeit. Weil ſie die Glut in Einhart lohen ſah. Die verzückten Worte ſeiner Rede hatten ſie noch mehr aufgeweckt.

Als sie dann beide wieder unter die übrige Gesellschaft traten, und man dem Schlosse langsam zuwandelte, war Einhart ganz für sich neben ihr.

10

Wer wohl begriff, was in Verena so zärtlich aufquoll, als die alte Gräfin Schleh mit Einhart und dem übrigen Besuche durch die hohe Allee des Schloßgartens hinausgefahren. Als nur die alte Baronin mit dem blinzelnden Auge und die liebende Komtesse Josepha noch um sie waren. Verena sah auf und lachte in die Abendluft, weil oben hoch ein Rüttelfalke mit zitternden Flügeln im Äther stand, nach Beute spähend. Verena sah lange hinauf ins Abendlicht, bis ihre Augen geblendet kleiner wurden, und war kindlich erschreckt, als das flüchtige Tier plötzlich in die Baumkronen niederschoß, und nur ein schrilles Gekreisch hörbar blieb.

Das Schloß lag in roter Glut. Die Fenster umrankte glühes Blattwerk. Verena schritt neben Komtesse Josepha und hing den Arm in den ihren.

Verena begann jetzt auch einige schwebende Töne zum ersten Male zu singen.

„Oh Verena!" sagte die junge Gräfin zu ihr. „Wie es klingt! Herrlich! Siehst du, du kannst es!" sagte sie nur. Sie wußte, wie oft Verena jeden Versuch, sie aus ihrer Trauer zu Tönen zu locken, immer noch bestimmt abgewehrt.

„Meinst du, daß ich es wieder können werde?“ sagte Verena nur, und sah in die weite Wiese hinein, wohinter in der Ferne ein weißer Tempel an einem Schilfwasser ragte, davor mitten eine große, weiße Vase sich aus der Flut erhob.

Und Verena sang gleich noch eine kleine Kadenz, lachte in die Luft und hatte den Abendglanz in ihren tiefen, grauen Augen leuchten.

„Oh Verena! wie du wunderbar aussiehst, wenn du so aufblickst“, sagte die junge Gräfin, als sie jetzt merkte, daß Verena eine zärtliche Heiterkeit kaum bemeisterte.

Man schritt einen Augenblick stumm.

Die alte Baronin achtete nicht groß auf die unsichtbaren Geister, die im Abendglühen rings und in Auge und Seele der neben ihr schreitenden jungfräulichen Frauen umgingen. Sie war an einem Asternbeet stehen geblieben, besah umständlich die bunten Blumen, nur um etwas auch dabei mitzutun, und brach eine blaue Aster, die sie Verena reichte.

Aber Verena sah sich die Blume lange erst kindlich an, stand still und redete dann zu der Blume, als wenn niemand um sie wäre.

„Ach, du bist es, Liebe!“ sagte sie. „Solche

düstere Blume paßt wohl nicht mehr an mein Herz," sagte sie dann bestimmt. Und dann redete sie ganz ernst und sich sichtlich besinnend.

„Nur blaue Astern schmückten meines Vaters Sterbezimmer," sagte sie dann. „Er hatte nie sonst im Leben Blumen angesehen. Nur erst als man ihn in seiner letzten Krankheit in Kissen in den Park gebettet und er so lange still für sich dasaß. Da hatte er zum ersten Male im Leben Blumen geachtet. Diese da. Er hatte sie zu lieben begonnen. Deshalb befahl Mutter, daß man ihn im Tode damit schmücken sollte."

Die alte Baronin war richtig erschrocken, daß sie so fehlgegriffen und wartete lange, ehe die frohe Laune, die sie verscheucht, in das lässige, stille Abendwandeln zurückkehrte.

Dann war die Baronin im voraus ins Schloß zurückgekehrt.

Im Schloßgarten, dort wo man von der Landstraße in den Park hineinsah, hatte die junge Gräfin ein eichenes Kruzifix für die Wanderer, die vorbeigingen, errichten lassen. Jeden Tag des Jahres kniete sie zu Ave dort und legte der Jungfrau einen Strauß Blumen nieder. Jetzt knieten

Verena und Joſepha im Abendlichte vor dem kleinen Holzbilde und ſchauten verträumt zur Jungfrau empor und beteten ein kindliches Gebet, eine jener ſüßen Weiſen, die nichts wollen, als ſich nach goldenen Früchten recken, oder gar gläubig ſelig nach Mond und Sternen, ſprechend: Gieb mir den Mond! Gieb mir die Sterne! Gieb mir das Reinſte! Indes Baum und Strauch um ſie in der Runde flüſterten.

11

Es waren Tage vergangen. Und es war ein lieblicher Tag gekommen nach Sturm und Regen. Die Bäume waren noch vollends aſtkahl geworden, und das Laub häufte ſich in den Gartenwegen. Einige Aſtern blühten noch in den Beeten, die ziemlich gezauſt ausſahen. Die Sonnengeſpinſte in der Luft hatten goldene Wärme.

Die Renaulds mit Verena waren wieder zu Beſuch auf dem Schloſſe der alten Gräfin. Verena ſah roſig und reizend aus. Sie trug ein Barett und einen ganz ſchlichten Sammetpelz, den ſie wie einen Huſarenmantel leicht auf die Schulter hing, als man im Parke ſpazierte.

An dieſem Abend war man in den Muſikſaal des Schloſſes gegangen, weil einige der jungen Mädchen gewünſcht hatten, Muſik zu hören. Ein weiter Raum mit freier Wölbung, alſo daß die Töne des Klaviers darin voll Wohlklang ſangen und wie aus einer tiefen Seele kamen.

Alle hatten ſich gleich an die Wände verteilt und ſaßen in Ecken und Winkel gelehnt und verſunken. Weil Verena ſich unerwartet ans Klavier geſetzt hatte, wo ihre mattgraue Robe allein noch rieſelte.

Sie begann einige Baßtöne anzuſchlagen, die im Raume tief ſurrten. Alle horchten wie erſtaunt und beglückt.

Aber ſie war unentſchloſſen. Dann begann ſie ein Kinderlied.

Einhart horchte. Der Klang der Stimme allein ſang ihm ſchon ein Schickſal vor. Es klang nicht zerbrochen. Es hallte wie eine Überwindung. Der Ton war anfangs ängſtlich und zögernd im Vorwärtsgange. Aber Verena ſang durch die leiſen Kümmerniſſe, die ſie zurückhalten wollten, ſich ganz und gar zu einer freien Feier.

Einhart ſaß gleich und zerriß ſich den Sinn nach dieſem Klange, der ihn umſpann, wie aus Harfenlauten und Vogelſtimmen gemiſcht. Ein jeder Hall beladen mit einem frommen Geheimnis, das leiſe hinſchwebt. Ein jeder auch ein Zauberſtab, dem Auge Gärten voll Blumen zu wecken und ſeiner tiefſten Begehrung letztes Gefühl. Es deuchte auch Einhart, als kämen die Töne wie Friedenstauben, hinausgeflogen, zu ſuchen, wo ſie in den weiten Waſſern eine Stätte fänden.

Wer Einhart kannte, mußte wiſſen, daß er allmählich daſaß, als wenn es ſeine Seele ſelber wäre,

die den Raum mit tauſend dunklen und hellen Gewalten ausfüllte. Manchmal ſchienen die Töne, wie wenn Sturmvögel ihr Lied ſchrieen im Gewitter. Manchmal ſchien der Raum ſich tief zu verdunkeln vor Einharts Augen, daß er ſich ermannen mußte.

Große Rätſelkelche graufleckiger Lilien ragten im Dämmer von einem blanken Marmortiſche, verbreiteten einen betäubenden Duft im Saale und ſchienen mit zu leben ein ſtummes, nieverratenes Lebensgeheimnis.

Verena ſang und ſang mit einer zärtlichen, ſtillen, ſelbſtvergeſſenen Leidenſchaft. Sie ſang Lied um Lied. Sie ſah aus wie ein muſizierender Engel, von Meiſterhand hingebildet, aber mit einer Seele, die ſich wirklich regte und mit einem roten Munde, der ſelber Muſik war.

Und Verena ſang und ſang. Und je mehr ſie ſang, deſto reicher gewannen ihre Augen und Mienen den Ausdruck einer lichten, reifen Kraft, einer tiefen Zuneigung zu den Viſionen ihrer Tongeſtalten. Daß ſie allmählich völlig vergaß, wer um ſie war. Daß nur ihr Blick manchmal noch den gütigen Blick Einharts berührte, wie

wenn ſie ſein reiches Leben mit ihrer Seele flüchtig grüßen wollte, und auch wecken, und nicht binden.

Ihre leiſen Töne hauchten im Raume wie verwehende Geſpinſte. Ihre Tiefen klangen wie harte Sprüche der Parze manchmal. Oder wie ein Echo in Gründen. Ihre ſchluchzenden Melodiengänge waren Nachtigallen im ſüdlichen Morgengeäſt.

Wie alle verſunken waren und nicht erwachten!

Auch Verena erwachte nicht aus dem Feſt der Seele. Zart iſt das Zarte dieſer Welt. Süß und köſtlich. Es muß immer ſchweben. Es iſt nie auf der Erde. Hat nicht Fuß und hat nur Halt in der eigenen Wonne.

Verena hatte dann nach Santuzzas Liebesklage plötzlich geſchwiegen.

Sie ſtand da und ſah ſich ſcheu um. Sie lächelte zur alten Gräfin hinüber, die mit einer Träne im Auge zu ihr trat und ihr leiſe die heiße Wange ſtrich.

Verena ſah in den Dämmerraum wie geblendet. Und ſie errötete, weil alle noch wie im Banne gehalten ſich nicht rührten. Und weil auch Einhart

daſaß, die Hand auf die Augen gepreßt, und nicht zu erreichen war.

An dieſem Abend wagte Einhart nicht mehr, Verena ſich zu nahen.

12

Wer die Steppe kennt, liebt ſie wie das Meer. Das Meer —: ehern anrauſchend, gewaltig wogend und ſchäumend, ewig in ſeiner Unruhe. Oder auch gebreitet wie ein ſeliger Garten für ſchöne Meerfrauen, wenn die Fluten im Sonnenglanze ſich wärmen und mit den goldbraunen Tangen ihrer Leiber Glanz ſcherzend umſpülen. So breitet ſich der gewaltige Mantel der Waſſerwogen in raſtloſer Unruh und macht das Menſchenauge voll Schrecken oder voll Lachen.

Aber die lautloſe Schweigſamkeit iſt der Steppe Geſchenk, ewig quellend aus der niegeſtörten Stille grenzenloſer Fluren. Wer nur am Berghange den Abendfrieden erhört, der mit ſanften Glutfarben die Täler vergoldet, kennt nicht den Hymnus, den die Steppe ſchweigt aus unerweclicher, ewiger Schweigſamkeit. Wer bloß Stummheit kennt, erhört noch keinen Ton jener ehernen Erdenruhe, darin der Ruf des Vogels unterſinkt wie ein Ring in die Flut, kaum gehört, ſchon verloren.

Siehe die Ruhe des lieblichen, roten Mundes, wenn Verena ſchweigt und kaum nickt, ob zwar ſchon aus ihrer Seele ein Wunſch aufſteigt, gegen

die Ruhe der Schlafenden, deren Mienen in tiefer Verlorenheit ſchlummern und von milder Erquickung ſprechen.

Die Ruhe der Schlafenden iſt tief.

Aber die Schlafende wird die feinen Lippen regen und wird erwachen.

Die Ruhe des tiefſten Schlummers iſt lebendigſtes Leben gegen die Ruhe des Toten, deſſen Weſen vor unſern irdiſchen Augen erhaben eingeſunken in die große Stillung, die ſich ihm plötzlich weit und entbindend aufgetan.

Trachten und Tun iſt Schlummers Ruhe gegen die Totenruhe. Ein raſtloſes Zielſuchen gegen ein ewiges Gefunden. Ein Drängen und Taſten gegen eine nie ausgeträumte Vollendung.

Und ſo ſummt die Steppe die letzte Stillung. So tut ſich der ewige Abgrund Schweigen auf vor deinen Ohren. So kannſt du lauſchen und lauſchen und erhörſt dir das Lied, das in alle jache Unraſt der Zeit zum Troſte geſungen dem Ringen, dem Trotzen, dem letzten Sehnen der Liebe.

Einhart pries es ſo. Einhart floh jetzt längſt hier hinaus in das Schweigen. Einhart floh durch Buſch und Dickicht und konnte nicht mehr Halt finden.

Es war eine richtige Narrheit gekommen. Narrheit nannte er es, weil er jetzt zum erſten Male ſeine grauen Haare fühlte.

Es geſchah, daß er mit ſeinem Skizzenbuche ausging, weil er um jeden Preis allein ſein mußte. Es war nur reine Vorgabe. Er zeichnete oder malte gar nichts. Er hatte längſt vergeſſen, wer er war. Ein Meiſter nun ſchon gar nicht. Das merkte er bald an der Not, in die er ſich einſpann. Darin mit Malen oder Federſtrichen durchaus nicht zu helfen war.

Einhart war derart untätig und verträumt, daß er wie der Hirte draußen ſtundenlang auf der Viehtränkrinne hocken und mit einem Grashalme ſpielen konnte von Mittag bis Abend. Er hatte dann auch wirklich gar nichts gedacht. Oder alles war nur flüchtig hingegangen vor ſeinen Augen. Manchmal auch ein Hohnlachen über ſich ſelber, wenn er an Verenas fromme, blonde Jugend dachte und nicht wußte, ob ſie ihn je mit ihren klaren, grauen Augen angeſehen. Er träumte wahrhaftig jetzt nicht, wie der Künſtler träumte, ſchnell nur hin zu laufen und die Träume in Farben einzufangen. Er träumte fortwährend die einzige, wirkliche Welt der Einſam-

keit vor ſich, die Ruhe darin in der Weite der Grasflur, die eine lautloſe Welt, und ſein Leben darin mit Verena.

Denn Einhart ſah Verena Tag und Nacht. Er ſah ſie fortwährend mit Augen vor ſich. Er ſah ſie in lichter, fließender Schlankheit mit der verſpäteten Blume in Händen. Wie eine Liebende ſah er ſie. Wie eine Tätige ſah er ſie. Und ſeine Augen und Sinne ſchufen ſich ewig eine lange Geſchichte Lebens und Wanderns mit ihr. Dann lachten ſeine Augen und ſein Mund hell in die Lüfte, ehe ſie zu ſich kamen, wenn er Verena gegen die tiefen, reinen Lufträume der Steppe mit einem Kinde im Arm hatte aufragen ſehen.

Unbegreifliche, jähe Kraft der Einbildung, die Einhart im Leben immer geübt. Jetzt kam dieſe Kraft zum erſten Male mit eiſernem Zwange und wollte das eigene Leben aus ſich erfüllen und bemeiſtern.

Er lächelte gütig, wenn er merkte, daß er einen ganzen Tag ſo hingebracht. Und daß auch im Dunkel ſeines nächtigen Zimmers im Schloſſe, wenn er nur einmal aus Träumen von Verena die Augen aufſchlagen würde, ihr Lichtbild, ihr ſchmales, ſtrenges Oval kühl und ſanft im Dämmer ſchweben würde.

Und Einhart erſchrak buchſtäblich, wenn die Zeit ihm wie einem verliebten Jüngling verſtrichen war. Alſo, daß die weiten Herden ſich in der Ferne längſt umeinander gedrängt hatten, und er die Welt noch kaum grau in grau verſchwinden ſah.

Aber er ſaß und ſaß doch weiter auf der Hürde, fühlte den Atherhimmel wie eine waſſerklare Wölbung hoch über ſich, und den Streifen Erde darunter ohne Maß und Grenzen. Fühlte ſich hoffnungslos kühl umfächelt und umflüſtert in der ſtillen Grasflur, darin noch Verenas dämmernde Geſtalt wehte, die ſeine Seele ewig in die Einſamkeit ſchuf. Und verſank neu ratlos in die tiefſte Erſtorbenheit der Steppennacht.

An einem ſolchen Tage, den er nicht heimgekommen, war es, daß er erſt ſpät zernagt erwachte und ſich mit Leide beſann. Die Gräfin Schleh hatte ihn ausdrücklich herzlich gebeten, zu kommen, weil ſie noch einmal ein kleines Feſt im Schloſſe veranſtaltet und Gäſte aus der Nachbarſchaft, auch Renaulds und Verena gebeten hätte. Aber wie er nun war. Er ging nicht. Er ermannte ſich nicht. Er ſaß auf der Tränkrinne, von den Mäulern längſt verlaſſen, die vor einer Stunde und mehr um ihn geſchnobert,

und dachte nur, daß ſie im Schloſſe mit ihrem Feſte allein fertig werden müßten.

Und er gab ſich um ſo inniger der kühlhereinbrechenden Stummheit hin, weil er ſein heißes Begehren noch einmal wie ferne klagen hörte mit dem ſchrillen Schreie des Brachvogels, und unterſinken nur noch wie Schatten der Dinge, die allmählich im Raume zerfloſſen.

So war die Nacht hereingebrochen.

Der alte, in einen umgekehrten Schafpelz gehüllte Hirte war zu ihm getreten und wies in die Ferne, wo ein bleicher Schein blinkte, und die ſchwarzen Silhouetten einzelner Tiere ſich gegen ein kleines Feuer erhoben.

Da hörte auch Einhart, daß fröhliche Muſik herklang, Zigeunermuſik, ſchluchzende Weiſen, weit herübergetragen. Denn ſie waren dem Dorfe und Parke fern. Die Weiſen verklangen über die graue Ebene unter dem blaßgoldenen Nachtſchein.

Es war eine Sehnſucht in den Lüften. Es ging eine Sehnſucht in den Gräſern. Es ging jetzt eine nagende Sehnſucht aus Einhart.

Er lauſchte. Er machte lautloſe Schritte. Er ging in der grauen Dämmernacht hin, nachdem er

dem Graubart mit tiefen, ſicheren Blicken Lebewohl geſagt. Schritt getrieben von den Tönen, die vom Schloſſe kamen. Eilte. Hörte die Geigenklänge. Hörte das Cymbal durch Baum und Büſche herüber ſingen. Sah die gotiſchen, hohen Fenſter des Saales durch die Bäume herüberleuchten. Und trat über Stufen haſtig dem Fenſter nahe.

Man tanzte. Man war heiter. Alle waren feſtlich und heiter. Auch Verena. Die Zigeuner, die in einer Nebentür des Saales um den Tiſch mit dem Cymbal poſtiert waren, ſpielten neu. Verena ſchwebte mit dem Grafen Karol, allen voran, in die Runde der Frohen.

13

Am andern Tage hatte ſich Einhart entſchloſſen abzureiſen. Als er es der alten Gräfin mitteilte, war ſie gütig und machte Verſuche, ihn zurückzuhalten.

Niemand ahnte, was in Einhart dieſe Tage vorgegangen. Man hatte ſeine weiten Wanderungen durchaus nur hingenommen aus dem natürlichen Wunſche, die fremde Landſchaft und die fremden Leute darin genauer auszuſpähen, und hatte nicht im entfernteſten eine Vermutung, daß Einharts Gemüt in einem richtigen Zerwürfnis mit ſich hingelebt.

Und Einhart hielt ſich faſt ſtreng und vermied auch nur das leiſeſte Wort, das man auf eine ſolche Wandlung der Dinge hätte beziehen können.

Die alte Gräfin, die am Morgen im Kaminzimmer vor den brennenden Scheiten ſaß, obwohl draußen die Herbſtſonne lau ſchien und zu den hohen Bogenfenſtern hereinfiel, ſtarrte ſehr verträumt und doch eifrig in die Flammen, ſo den Abend der vergangenen Fröhlichkeit noch ferne im Blick vor ſich ſehend, und hatte dabei Einhart immer wieder zu erzählen begonnen, wie ſchmerzlich ein

jeder Einzelne unter ihren frohen Gästen seine Abwesenheit gefühlt hätte.

Aber Einhart blieb dabei, daß er heim müßte, und man beredete nur dann, daß er den Morgen benützen möchte, um sich auf dem Nachbarschlosse zu verabschieden.

Seine Gefühle waren brennend genug. Er wünschte heimlichen, jähen Verlangens Verena zu sehen. Er mußte um alles in der Welt die verzehrende Ungewißheit seiner Seele ertöten, die einen hohen Grad krankhafter Kümmernis angenommen. Und er hatte es wohl erwogen, daß, wenn er in den Morgenstunden käme, es gelingen würde, mit Verena allein zu sprechen. Aus ihren Augen, aus ihren Händen, aus ihren Worten oder aus ihrer Stummheit, aus irgend einem Zeichen es zu lesen, was ihn auch nur beim fernen Ahnen mit ruheloser Zerrissenheit neu erfüllte.

Gegen elf Uhr fuhr der gräfliche Wagen vor das Schloß, um Einhart dann zu Renaulds hinüber zu fahren. Einhart stieg in den Wagen mit sehr vornehmer Ruhe. Er hatte sein ganzes Weltmannstum wie seinen dunklen, vollen Mantel um sich geworfen und schritt hochaufgerichtet. Schon die Stufen herab

kam er wie ein Grandseigneur und ließ sich vom Diener die große Pelzdecke sorgfältig um die Füße hüllen.

Aber wie es bei Einhart manchmal geschah: Im Wagen, in der inbrünstigen Bewegung seiner Ideen, hatte er alle Rücksicht auf Besuch und Abschied bald hinter sich gelassen. Es war in ihm nur der eine Gedanke noch herrschend geblieben, wie er die zarte, junge Verena sehen würde. Die Neugierde seines Herzens und seiner Augen war so hitzig und erregt geworden, daß er nur noch wünschte, so schnell wie möglich in die graudunklen Augen zu sehen, in den Grund dieser Augen, in Verenas Seele, und aus der leisen Stimme eine Entscheidung über sein Leben einzusaugen.

So war er beim Ankommen nur eilig die Stufen im Treppenhause hinaufgestiegen, und hatte hastig gewünscht, daß man ihn Frau von der Trau melden möchte.

Es gab auch gar kein Staunen der Diener weiter, die in ihren bunten Livreen in dem lichten Treppenhause herumstanden. Auch gar kein Besinnen in Einhart. Sein Auge brannte so bestimmt und herrisch von seinem Verlangen, er hatte eine so

jeder Einzelne unter ihren frohen Gästen seine Abwesenheit gefühlt hätte.

Aber Einhart blieb dabei, daß er heim müßte, und man beredete nur dann, daß er den Morgen benützen möchte, um sich auf dem Nachbarschlosse zu verabschieden.

Seine Gefühle waren brennend genug. Er wünschte heimlichen, jähen Verlangens Verena zu sehen. Er mußte um alles in der Welt die verzehrende Ungewißheit seiner Seele ertöten, die einen hohen Grad krankhafter Kümmernis angenommen. Und er hatte es wohl erwogen, daß, wenn er in den Morgenstunden käme, es gelingen würde, mit Verena allein zu sprechen. Aus ihren Augen, aus ihren Händen, aus ihren Worten oder aus ihrer Stummheit, aus irgend einem Zeichen es zu lesen, was ihn auch nur beim fernen Ahnen mit ruheloser Zerrissenheit neu erfüllte.

Gegen elf Uhr fuhr der gräfliche Wagen vor das Schloß, um Einhart dann zu Renaulds hinüber zu fahren. Einhart stieg in den Wagen mit sehr vornehmer Ruhe. Er hatte sein ganzes Weltmannstum wie seinen dunklen, vollen Mantel um sich geworfen und schritt hochaufgerichtet. Schon die Stufen herab

kam er wie ein Grandseigneur und ließ sich vom Diener die große Pelzdecke sorgfältig um die Füße hüllen.

Aber wie es bei Einhart manchmal geschah: Im Wagen, in der inbrünstigen Bewegung seiner Ideen, hatte er alle Rücksicht auf Besuch und Abschied bald hinter sich gelassen. Es war in ihm nur der eine Gedanke noch herrschend geblieben, wie er die zarte, junge Verena sehen würde. Die Neugierde seines Herzens und seiner Augen war so hitzig und erregt geworden, daß er nur noch wünschte, so schnell wie möglich in die graudunklen Augen zu sehen, in den Grund dieser Augen, in Verenas Seele, und aus der leisen Stimme eine Entscheidung über sein Leben einzusaugen.

So war er beim Ankommen nur eilig die Stufen im Treppenhause hinaufgestiegen, und hatte hastig gewünscht, daß man ihn Frau von der Trau melden möchte.

Es gab auch gar kein Staunen der Diener weiter, die in ihren bunten Livreen in dem lichten Treppenhause herumstanden. Auch gar kein Besinnen in Einhart. Sein Auge brannte so bestimmt und herrisch von seinem Verlangen, er hatte eine so

befehlende Sicherheit, als er emporſchritt, daß niemand an etwas Sonderliches in ſeiner Abſicht ſich zu denken vermaß.

Verena empfing ihn faſt zärtlich. Wie Einen, den ſie mit viel Ahnung von Gutem zutraulich anſah. Ihre grauen Augen hatten eine ſanfte Zurückhaltung, die vom frühen Morgen herrührte. Als wenn ſie ſich noch nicht ganz zu ſich und der Welt eingefunden. Sie ſah äußerſt lieblich aus. Die aſchblonden Scheitel hingen noch weicher und loſer um die kleinen Ohren und gaben ihr eine ſehr wohlige Jugend.

Ihre Augen gewannen gleich eine leuchtende Wärme, als ſie Einhart angeſehen.

Sie trug in ſchlanker Geſtalt eine glatte, goldgelbe, fließende Sammetgewandung und hatte außer der Perle auf ihrer klaren Stirn nichts von Schmuck angetan.

Einhart war wie erſtarrt in ihren Anblick. Es erſtarb in ihm alle Haſt. Er beſann ſich dann und fing an Worte zu machen.

Aber Verena lächelte ihn ſo ahnungslos gütig und zerſtreut an, bat ihn ſo arglos auf das kleine, zierliche Sofa mit den goldenen Lehnen und den

großen Silberblumen im roſa Felde, das mitten im Zimmer ſtand, hockte ſich ſo ſanft und froh über ſeinen Beſuch vor ihn in einen der blumigen Fauteuils, daß in Einhart alles wie plötzlich in eine richtige, tiefe Zärtlichkeit einſank.

„Oh mein Gott, lieber Meiſter!“ ſagte ſie. „Es wird uns allen ganz bange, wenn Sie jetzt wirklich wieder von uns gehen.“

„In allen laſſen Sie Ihr Herz zurück,“ ſagte ſie ſo ahnungslos und klar, als wenn ſie von etwas ganz Fernem ſpräche.

Und dann begann ſie ganz zutraulich und redſelig zu erzählen, wie ſeine reiche Art die Welt zu ſehen, ihr Trauer und Trübſal von der Seele genommen und ſie zu einem froheren Leben neu wachgerufen.

„Meine ſehr liebe Frau Verena,“ ſagte Einhart und verſuchte, ſich aus ſeiner beſonderen Lage aufzurichten, ohne noch groß an ſeine inneren Erwartungen ſich zu erinnern.

Aber Verena lächelte kindlich zärtlich.

„Sie nennen mich mit dem Vornamen,“ ſagte ſie ganz fröhlich. „Oh Meiſter Einhart,“ ſagte ſie. „Sie haben mir viel Gutes getan. Wiſſen Sie das?“

Einhart staunte Verena mit großen, funklen Blicken an und erwartete jetzt jedes ihrer Worte.

„Ich will es Ihnen nur offen sagen, daß Sie mir lieb geworden sind, wie ein Vater," sagte sie. „Sie haben mich herausgelockt. Ihre Worte klangen mir wie ein Sturmwind, der mir in die Seele fuhr, und allerhand welkes Laub verjagte. Nun lebe ich wieder neu. Nun lebe ich wieder und singe ich wieder. Und beginne mich einzufinden in diese Welt."

Einhart hörte die Stimme und sah diese ahnungslose Zärtlichkeit ihm zugewandt, sah die fromme, jungfräuliche Jugend plaudern wie ein Kind voll Zutrauen zu ihm, wie zu einem sicheren Hüter über den Tälern. Und er sah mit einfältigen Augen ewig auf den flaumigen, roten Mund, der mit der Güte eines schwesterlichen Vergnügens jetzt auch Erinnerungen hinsprach und wie von fernem Schicksal neu angerührt allmählich sich strenger zusammenzog.

„Ich habe viel verloren trotz meiner Jugend," sagte Verena. „Ich habe mein höchstes Gut verloren, Meister. Ich habe lange geweint, wie ich endlich weinen konnte. Und bin dann wieder hin-

gegangen in Erſtaunen. Ich habe das Schönſte verloren, was das Herz kannte. Was ſind Namen? Das Köſtlichſte auch zur Entfaltung des eigenen Lebens. Ich dachte, ich könnte es nicht ertragen. Ich wollte, wie der Tod im Hauſe ſtand, um jeden Preis mit dem Geliebten ins Grab gehen. Ich hätte mich auf den Scheiterhaufen geſtellt und hätte Feuer und Flammen nicht gefühlt. Jetzt iſt die Zeit der Wehmut gekommen. Daß ich jetzt wieder neu zur Erinnerung meiner Liebe leben kann. Zu ſeiner Erinnerung kann ich jetzt wieder tätig ſein. Das danke ich Ihnen. Ihrer freien Art, die Welt zu ſehen."

„Wiſſen Sie, Meiſter, wie Sie ſo ſprachen auf der Weide? Es kam wie ein Geſang in meine Seele, daß es auch in mir wieder den Geſang weckte."

„Und alles, was ich jetzt tue, tue ich wieder gern," ſagte Verena mit frohem Tone. „Was iſt es? Der geliebte Freund lebt. Er iſt irgendwo. Er macht eine Reiſe. Er lebt irgendwo fern. Ich tue alles zu ſeinem Gedächtnis. Das kann ich jetzt wieder. Ich kann wieder ein tätiger, liebender Menſch ſein."

So plauderte Verena gütig und zutraulich.

Einhart hatte ein paarmal nur unwillkürlich tief Atem geholt und als wenn er ſeufzte. Er ſtaunte Verena verſunken an. Sie pries ihre Liebe. Sie war glücklich, weil ſie an den Geliebten dachte. Einhart hatte ganz vergeſſen, wo er war. Es quoll in ihm etwas auf, was wie Lachen und Schluchzen kam. Er küßte ihre beiden Hände, als ſie vor ihm ſtand, und die weißen, weichen, frommen Hände ihm zutraulich, wie ein Kind dem Vater hinhielt. Er beugte ſich und küßte auch den Saum ihres Kleides in einer faſt hündiſchen Demut, weil ſie wie eine Heilige vor ihm ſchien, die ihre innerſte Seelenliebe hütete, wie eine Veſtalin das reine Feuer. Er war ſo zernagt und beglückt und erhoben von der reinen Seligkeit ihrer Erinnerungen und ihrem kindlichen, neuen Leben, daß er Verena noch einmal mit Leidenſchaft angeſehen, ihr ganzes, ſtilles, reines Bild eingeſogen und dann hinaus war, als wenn er die heilige Jungfrau in Perſon geſehen und ihre Berührung gefühlt hätte.

So war Einhart. Die Kraft ſeiner Geſichte hatte ihn im Leben noch immer bewältigt. Ihn ganz

ausgefüllt und ihm die Besinnung genommen. Und eine höhere Besinnung ins Blut einverleibt als innerstes Ereignis.

So hatte er von dem Traum Verena Abschied genommen.

14

Einhart hatte sich von allen Gästen im Schlosse und von der alten, gütigen Gräfin Schleh verabschiedet. Er wollte in der Nacht gegen die Morgenfrühe abreisen, um auf einer entfernteren Station der weiten, gräflichen Herrschaft den Eilzug rechtzeitig zu erreichen.

Die alte Gräfin hatte Einhart einen eigentümlichen, fremden Gram in seinem sammetdunklen Auge wohl angefühlt. Und sie war noch gütiger und gewinnender gewesen, mütterlich und sanft.

Als er alles mit dem Kammerdiener zusammen in seine Koffer eingeordnet hatte, lief er spät noch einmal in die Weiden hinaus.

Es war schon Nacht. Die Lüfte strichen in Einharts Gesicht mit leisem Berühren. Dann und wann hatten Äste im Park geknackt. Und die Sterne hingen wie Diamanten in den kahlen Bäumen.

Als Einhart auf der Ebene stand, hörte er einen Vogelruf verhallen. Ein Feuer brannte fern, dessen Flammen leicht aufflogen und vergingen. Spärliche Worte erstarben über die tote Grasflur her. Die Gesichter einiger ferner Hirten waren warm beschienen.

Einhart war langſam auf das Feuer zugegangen. Seine Erinnerungen verhallten hier ins Ungewiſſe. Man war ehrerbietig, erhob ſich und ſchwieg, hielt die Hüte in den Händen und lächelte.

Auch Einhart lächelte.

Schwarzbärtige Hirten, eine kleine Schar, auch Alte mit Wollhaar und in graue Pelze gehüllt. Man hatte einen rauchigen Keſſel über dem Feuer hängen. Man ſog an der Pfeife und blies Rauch aus. Irgendwoher rief und rief ein junger Hengſt mit Wiehern. Die Fluten der Nachtluft ſtrichen lau über die Steppe her und wehten ſanft um.

Einhart hatte ſich längſt niedergeworfen an dem Feuerkreis und den Hirten geheißen, ein Gleiches zu tun. Es war eine Verlaſſenheit der beglühten Häupter ohnegleichen und eine Verlaſſenheit des lohenden, kniſternden Feuerbrandes.

Ein alter, grauhäuptiger Hirte, der ſeinen Hut fortwährend im Schoße drehte, erzählte läſſig vom geſpenſtigen Steppenreiter. „Wild wie der Wind treibt er um. Zerzauſter Mähne, zerzauſten Schweifes kommt er gejagt. Iſt da. Sein Mantel flattert. Sein Haar flattert. Eine Miene wie graue Steine. Augen hat er ſtarr und ſehnſüchtig

in Höhlen liegen. Manchmal ruft er. Düſtere Rufe. Er pfeift unſichtbaren Geſellen. Er pfeift einer unſichtbaren Meute, die um ihn her heult. Schaurig geht es um ihn. Seine Augen können glimmen wie verzehrende Feuer."

Auch Einhart ſaß jetzt in der Wildnis ſo recht heimatlos umgetrieben. Daß alle die Jungen und alten Häupter rings ihn ſcheu und ehrerbietig heimlich betrachteten. In allen ging dumpfe, ſtumme Sehnſucht um.

Der volle Mond ſtieg wie ein ſtumpfes Roſenfeuer in den Dämmerdunſt der Nacht. Fern und groß hob ſich die glühe Scheibe lautlos und ohne Strahlen über den Rand der Erde. Tief war die Stummheit. Die rauhe Stimme des alten Erzählers erſtarb unter den ſtarren Blicken im Feuerſchein.

Ein Tier in der Ferne jagte hin. Ein junger Hengſt, der unruhig eine Strecke aufgeſcheucht.

Wie ein dunkles Monument, ſo dünkte es Einhart, weil das Tier näher kam. Wie einer weiten mächtigen Freiheit Götterſohn ſchien es.

Der wilde Hengſt wieherte. Es antwortete wiehernd in der Runde.

Der Mond begann höher und höher in die graue Nacht emporzuziehen und Strahlen zu ſpenden in die tiefe Schweigſamkeit.

Einhart hatte vergeſſen, daß er ſchon in der nächſten Stunde zurückkehren müſſe in eine andere Welt.

Ausklang

Einhart hatte graue Haare, die allmählich weiß wurden.

In seinem Hause vor der Stadt, das in einem alten Garten lag, war die Vorhalle weiß getüncht, und es standen wenige Marmorbildungen in Nischen. Und seine Räume waren hoch und still, darin nur einige Bedienstete umgingen und eine alte Schaffnerin.

Einhart war ein Meister geworden, der in hohem Werte stand. Toren, die Glossen machten über manche seiner Weisen, gab es wie immer mehr wie Kenner. Aber sehr viele spürten auch jetzt längst das Glück heraus, dem Einharts Seele sehnsüchtig nachgetrachtet, je mehr er die eigenen Brunnen ergraben.

Einhart war in späteren Jahren noch vollends ein Einsiedler geworden, ein Eremit ohne Kutte, und ein rechter Sinnierer. Nicht etwa, wie Einer, der mit Begriffen sinnt, also, daß in der Seele nur Namen schwirren, daß das innere Auge nichts sieht als Grau in Grau, und das Ohr hört Worte hallen. Er hatte immer heitere Gesichte seines inneren Auges und hörte die Dinge aus sich tönen.

So konnte Einhart in seiner vereinsamten Schau sitzen, wie ein Derwisch vor einem Blumenkeim, bis aus der schwarzen Erde die Blume selber aufstieg, die er heiter erwartete.

Einhart war selten mit Menschen zusammen.

Außer mit Poncet.

Viele waren auch gestorben.

Aber die Kinder seiner Nachbarschaft kannten ihn alle. Er lächelte jedes an und spaßte mit ihm. Erzählte lustige Sperlingsschwänke und deutete ihnen in gütigem Geplauder Sträucher und Sterne. Das Auge jedes, auch des kleinsten Jungen leuchtete und erwartete eine Freude, wenn Meister Einhart noch immer mit dem heiteren Funkelblick die Straße kam, noch immer schlank und gehalten und von einem paar gelber, zottiger, schlanker Schäferhunde begleitet, die ihm die Gräfin Schleh noch geschenkt hatte.

Und Poncet war immer noch sein Freund.

Der war auch grau geworden und auch weise. Wenn die beiden am Winterabend im Atelier Einharts vor einem hohen Kaminfeuer saßen und nur dann und wann der eine oder andere in die Stille hinein plauderte, erinnerten sie sich an viel vergangenes

Leben. Auch an manche Zerwürfnisse, als wäre es jetzt ein Gut.

„Man muß doch sagen, daß das Leben Weisheit hat, mindestens wie ein guter Tonsetzer," sagte Einhart. „Wenn man es nur aufzuspüren versteht."

„Mir scheinen jetzt auch viele Schmerzen in der Rückschau sonnenklar aufgelöst," sagte dann Poncet.

* * *

Später, als Einhart schon auf die Siebenzig zuging, begann er eine leidenschaftliche Erinnerung neu zu fühlen. So daß er wochenlang nicht ans Licht kam. Er saß und radierte allerhand Szenen aus dem Steppenleben, einen ganzen Reigen phantastischer Blätter, darin allenthalben ein gespenstiger Reiter und eine heilige Frau mit Verenas Zügen umging.

In solcher Vertiefung in die eigene Schau einer weiten Welt, die an ihm vorübergegangen, also daß er gebeugt dasaß, wie ein lächelnder Hieronymus im Gehäuse, schwanden ihm seine Jahre hin. Indes ihn die Welt von ferne als Meister pries.

Kein Uneingeweihter fand Zutritt in Einharts Werkſtatt. Nur daß noch lange Jahre daraus reiche, ſatte Schöpfungen gingen, die vor ſeinem Auge zum eigenen Staunen aufgewachſen, wie auf einem gepflügten Acker einſame, ſeltene Blumenkelche.

* * *

„Ich war einer, der aus der grau in grauen Welt Helligkeit auffing, Licht, Sonne, weil ich einmal als Kind die Sonne geſehen in blonde Mädchenhaare fallen und ſie beglänzen. Seitdem liebte ich das Feſt der Mühſal, den Glanz der irdiſchen Dinge," ſagte er oft.

Oder er ſagte auch: „Ich hatte manche Enttäuſchung. Die Dinge und wir ſelber narren uns oft. Es iſt viel Torheit in unſeren Geſchäften. Und manchmal iſt das Blut herrſchſüchtig, wie ein Tyrann. Aber es gibt auch viel Troſt."

Einmal ſagte er:

„Zwanzig Jahre und mehr hatte ich als Künſtler gelebt und nicht begriffen, daß unſer tiefſtes Leben nur leben will ohne Reſt und ohne Spiegel.

Johanna ſtarb und hinterließ mir dieſe Wahrheit.

Aber ich begriff ſie noch lange nicht.

Das Leben will nicht Belehrung ſein, nicht Zwecke haben, nicht Gabe werden, nicht beſtimmt ſein von tauſend Blicken hier hin und dort hin. Adam und Eva noch immer in der weiten, einſamen Steppe, hungrig nacheinander, ſehnſüchtig nach Mitfreude, ſehnſüchtig nach MitLeiden, hungrig nach Hoffnung, hungrig nach Zukunft. Weil über alle Dränge der Seele auf Erden der Tod ſein Zeichen ſchrieb. Das iſt es."

Und er ſagte dann auch: „Verena heißt dieſe Weisheit. Verena, die vor mir vorüberging ohne Acht, daß ſie mir für immer die alte Urſehnſucht zurückließ."

* * *

Als Einhart Selle im Sarge lag, nachdem er an einem Morgen nicht mehr aus tiefem Schlafe die Augen aufgetan, ſah er aus wie einer, der das Leben lächelnd anſieht von hoch auf der Kommandobrücke. Wie ein Kapitän ſicheren Blickes. Oder ein Lotſe, der durch tiefe Gewäſſer fährt. Er war wie